

# Wellenflügel

## Der Sog der Kälte

Roman

Zweites Buch der Wellenflügel-Trilogie

Awen Eibner

## Kontakt

Copyright © Awen Eibner 2017

E-Mail: [awen.eibner@gmail.com](mailto:awen.eibner@gmail.com)

Telefonnummer: +43 680 14 600 97

Wien

*Diese Geschichte ist rein fiktiv. Ähnlichkeiten zu realen Orten oder Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.*

## Prolog

Der Sommer hatte die Nacht fest im Würgegriff.

Ein warmer Wind strich über die erhitzten Wellen des Sees, die nicht einmal die Größe scharfkantiger Kieselsteine erreichten, und über das nur dank großzügiger Pflege nicht ausgedorrte Gras den Hang hinauf zum Kutschenplatz vor dem Schloss, dessen dunkelgraue, ungeschmückte Mauern sich kaum von der dunkelschwarzen Nacht abhoben. Silberiges Licht berührte die Fenster und die Zimmer, wo keine Vorhänge es stoppten, und die Kälte der weit entfernt funkelnden Sterne brach sich in den Tümpeln, die ein vergangenes Wärmegewitter hinterlassen hatte.

Kein Kerzenschein erhellte die Schlossmauern, keine Silbe unterbrach die Nacht. Geräusche dominierten sie – aus dem Wald, dessen Schatten unberührt blieben vom Mondlicht, aus der Wiesenebene, auf der die Statue eines Baumes ihr raues Gestein dem Wind gleichgültig entgegenhielt, aus dem Schloss, aus der eine Gestalt trat.

Schnell verließ sie die Mauern und riss sich am Kiesweg die erst vor kurzem geschlossenen Wunden an den Fußsohlen auf, bevor sie ins Gras wechselte. Einen Blick über die Schulter werfend verharrte sie einige Herzschläge lang, betrachtete die Umgebung, deren Wärme nicht in ihr Inneres vordrang.

Ihr Oberkörper war halb zusammengesunken, die Schultern einem Kontrabass gleich, der Kopf gesenkt, als sich die Gestalt mit dem wehenden, dreckverkrusteten Haar der Finsternis des Waldes zuwandte, weg von den spitzen Steinen des Kiesplatzes, weg von den spitzen Steinen ihrer Vergangenheit, hin zu den rauen Wurzeln ihrer Zukunft.

Sie schleppte sich mehr vorwärts, als dass sie ging, als ob ihr die Kraft fehlen würde, sich aufzurichten und ihren Plan in die Tat umzusetzen. Gab es einen Plan? Leere herrschte in ihr, entsetzliche Leere, einem sich langsam ausbreitenden, lähmenden Gift gleich, das ihren Kopf von innen zerfraß.

Mehrmals stolperte sie, scheuerte sich an stacheligen Pflanzen die Schienbeine auf, ihre Schritte ungleichmäßig, doch immer auf das gerichtet, das einem Ziel am nächsten kam. Zweige zerbarsten unter ihren Füßen, totes Falllaub knisterte einer alles verzehrenden, unsichtbaren Flamme gleich, als sie in die Schatten ihres neuen Zuhauses trat.

Langsam blieb sie stehen, atmete heftig, als wäre sie vor einem Rudel Wölfe davongelaufen, bekannten Wölfen, vertrauten Wölfen, die noch nicht begriffen hatten, dass sie Jagd auf sie zu machen hatten, und drehte sich um, ängstlich ob des Anblicks, dem sie sich stellen musste.

Sie sah nicht den kalten Kies, die gleichgültigen Sterne, die schwarzen Mauern; sie sah dunkle Kutschen unter einem bewölkten Himmel, graues Seewasser, ein leeres Grab. Zitternd verharrte sie in ihrer Position, bis sie es nicht mehr aushielt, sich umwandte und humpelnd ihren Weg fortsetzte.

Jeder Schritt schmerzte, aber in ihrer Pein suchte sie nach Vergabung, Vergeltung für ihre Taten. Wie kleinste Gewitter konnte sie die leuchtenden Netze der Tiere um sich herum spüren, doch sie verspürte nicht das Jucken in den Fingern, nicht das Flattern ihres zweiten Herzens, auf sie einzuwirken, sie anzuzapfen, obgleich sie es würde tun müssen, letztlich, wenn sie überleben wollte.

Tiefer in die Finsternis führte sie sich, und der einzige Weg hinaus, der möglicherweise beschreitbar war, bedurfte etwas, das sie nicht zu leisten vermochte. Ein Leben gegen ein Leben – doch was brachte es, ihres zu geben? Was machte das ungeschehen?

Zurück konnte sie nicht; sie musste weg. So tief in die von fallstrickähnlichen Wurzeln geprägte Finsternis, bis sich ihr die Möglichkeit bot, ihre Schuld so weit zu begleichen, dass sie mit sich leben konnte.

Drei Kinder, und wenn sie zumindest zweien das Leben rettete, würde sie ihrem Spiegelbild eines Tages wieder in die Augen sehen können, in den kalten Flüssen des dominischen Waldes. Bis dahin vermochte sie nichts zu tun, vermochte sie niemandem zu helfen, nicht einmal sich selbst.

Der Mond verbarg sich hinter Wolken, die Wolken hinter dem Laub der Bäume, als sie sich erschöpft auf den Boden sinken ließ und in die Finsternis vor sich starrte. Gewarnt hatte sie alle drei, so hoffte sie, und all diejenigen, die noch kommen würden. Auf Vergebung konnte sie nicht hoffen.

Nie mehr würde sie ihre Gabe verwenden, ihren Fluch, solange nicht ihr Leben davon abhing. Zu grauenvoll war die Vorstellung, dass sich die Geschichte wiederholte, dass ihre Vergangenheit ihre Zukunft darstellte.

Keine Sterne, nur Dunkelheit sah sie, als sie nach oben blickte, tief durchatmete und sich auf den Boden legte. Ihr blieb nichts übrig, außer zu warten, zu beobachten, sich zu respektieren lernen. Sich anhand ihrer Taten davon zu überzeugen, dass sie kein Monster war.

Nicht sein musste.

## I. Kapitel

„Du hättest ihn sowieso nicht geduldet.“

Der Tag war so strahlend und unbeschwert, wie sich Leopold fühlte. Das Licht mochte gedämpft sein von einigen hellgrauen Wolken, die hoch am Himmel vorbeitrieben, als hätten sie heute noch ein Ziel zu erreichen, und der Wind war zu launisch, als dass der Tag perfekt wäre, doch nichts davon vermochte seinen Eindruck zu trüben.

Er warf der Frau neben ihm einen Blick zu, der von einem charmanten Lächeln gefolgt wurde. „Brauchst dich also nicht so aufzuführen.“

Shenoa sah ihn mit einem Ausdruck in den Augen an, den er in den letzten Stunden öfter gesehen hatte. Das beständige Ruckeln der Kutsche, in der ein matter Geruch nach Leder hing wie ein verrosteter Kronleuchter in einem zu kleinen Raum, hatte das Sitzen bereits zu Beginn der Fahrt unangenehm gemacht. Hätte er nicht gewusst, weswegen er in diesem Gefährt neben dieser Frau saß, wäre seine Laune längst zwischen den Brettern versunken.

„Es mag dir seltsam erscheinen“, antwortete Shenoa, wobei sie ihren dunklen Mantel zurechtrückte, „aber ich treffe solche Entscheidungen lieber selbst.“

„Das war immer schon dein Problem, nicht?“

Die Lippen zusammenkneifend blickte Shenoa weg. Auch Leopold wandte den Blick ab und beobachtete die Umgebung, die mit jeder schmerzhaften Erschütterung weiter vorbeirauschte. Dunkle Äste hoben sich gegen den blütenweißen Schnee ab, der seit Wochen den Süden Dominiens fest im Griff hatte. Selten wurde das Kontrastspiel von offenen, braun-weißen Flächen unterbrochen, die im Sommer voll von goldgelben Ähren oder dunkelgrünen Blättern sein mochten, nun aber kalt und tot wirkten.

Ab und zu unterbrach ein Haus die Zweitönigkeit aus Braun und Weiß und jedes Mal wurde die Straße an dieser Stelle noch weniger erträglich, da sich hier die Kutschenräder über die Jahre tief in den Boden gegraben und Rillen geformt hatten, denen kein Fahrer ausweichen konnte.

Leopold verzog den Mund zu einem zuversichtlichen Lächeln, als er an die kommenden Stunden dachte. Bald würde alles seine angestammte, richtige Ordnung haben – und dieses Mal würde er sich nicht so leicht verjagen lassen. Nicht noch einmal.

Obwohl die Stille keine angenehme Atmosphäre vermittelte, genoss er sie. Er hatte einen guten, verlässlichen Plan erdacht, und dieses Gefühl war keines, das durch trostlose Felder oder Kollateralschäden zu vertreiben war.

Leopold hörte am Rascheln des Mantels, dass sich Shenoa aufrichtete, warf ihr aber nur einen kurzen Blick zu. Die Anzahl der Felder ließ darauf schließen, dass sie die Siedlung bald hinter sich gelassen hatten und in Kürze beim Schloss eintreffen würden.

Hellbraune und zugefroren aussehende Erdklumpen wurden abgelöst von hellbraunen und zugeschnitten Ästen, als sie in das Waldgebiet fuhren, das die letzte Etappe der Reise bildete. Leopold lehnte sich zurück und sah zur anderen Seite der Kabine, als er aus dem Augenwinkel Shenoas Lächeln sah.

Es war kein schönes Lächeln. Nichts erinnerte an die Leidenschaft, die er auch jetzt noch mit ihm verband, obwohl er sich dagegen sträubte. Keine Freude lag in den schmalen Lippen – lediglich die angehobenen Mundwinkel wiesen auf einen Ansatz guter Stimmung hin.

Seine Mitreisende beugte sich vor und klopfte dreimal gegen das Holz, das direkt hinter dem Kutscher lag. Bevor Leopold dazu kam zu

fragen, was das werden sollte, verlangsamten sich die unangenehmen Stöße und die braun-weiße Landschaft kam zum Stillstand.

„Endstation, Liebster“, flötete Shenoa und griff an ihm vorbei, um die Tür aufzustoßen. An ihrem Handgelenk trug sie eine dünne Lederschnur, die von bunten Fäden umwickelt war. Fast sofort wurde der Schmuck wieder vom Mantel verborgen und Leopold sah die Frau stirnrunzelnd an, seiner guten Laune beraubt.

„Bis zum Schloss ist es noch ein Stück“, stellte er irritiert fest.

„Aber wir wollen doch nicht zusammen gesehen werden.“ Shenoa beugte sich nach rechts, sodass ihm mit einem Mal ihr Geruch gewahrt wurde. Erinnerungen stiegen in ihm auf. Sein Blick traf den ihren und für einen kurzen Moment glaubte er, zwanzig Jahre jünger zu sein. Sehnsucht stieg in ihm auf, freudige Erwartung, ein Gefühl der Zuneigung ...

Die kalte Luft durchschnitt den Bann ebenso wie seine Kleidung. Verärgert wandte er sich ab, das spöttische Lächeln Shenoas im Gedächtnis verewigt, als hätte sie ihn wie ein Rindvieh gebrandmarkt.

„Als ob das irgendwen kümmern würde“, antwortete er und griff seinerseits nach der Tür, um sie zuzuschlagen. Shenoa umklammerte sein Handgelenk und drückte dabei fester zu, als notwendig gewesen wäre.

„Ich dachte, dir liegt so viel daran?“, fragte sie in einem Ton, der das hörbare Äquivalent zu Honig war, durch den man eine Dolchklinge schimmern sehen konnte. „Willst du wirklich durch ein wenig Bequemlichkeit deinen ganzen tollen Plan ruinieren?“

„Bequemlichkeit?“ Leopold bemühte sich darum, das Wort weniger auszusprechen als auszuspucken. „Das nennst du bequem?“

Er schüttelte den Kopf und stieg energisch aus. Obwohl er sich darum bemühte, so wütend und herablassend zu wirken wie möglich,



konnte er deutlich sehen, wie zufrieden Shenoa damit war, ihn in die Winterkälte hinauswerfen zu können.

„Bequemer als ein halbstündiger Marsch im Januar“, meinte sie. „Bis dann, Liebster.“

Mit diesen Worten griff sie nach der Türklinke und schloss das Gefährt. Ein gedämpftes Klopfen ertönte und durch die von Wasser und Schlamm beschmutzten Scheiben hindurch konnte er erkennen, wie sie sich zufrieden zurücklehnte und ihn überheblich angrinste.

Leopold sprang zurück, als sich die Kutsche in Bewegung setzte, um seine Füße in sicherer Entfernung zu den Rädern zu wissen, die auf dem Boden weniger Halt fanden als sonst. Missmutig starrte er dem Wagen hinterher, bis er außer Sichtweite war.

Ein Fluch verließ seine Lippen, während er den Mantel zuknöpfte und nach einem Stein Ausschau hielt, den er treten konnte. Die Baumstämme, die er stattdessen fand, wirkten zu stabil, um unter seiner Wut nachzugeben, sodass er frustriert stampfend den Heimweg fortsetzte.

Hatte er das winterliche Kontrastspiel eben noch als schön empfunden, so wirkten die braunen Gehölze zwischen den weißen Flächen nun mehr wie gleichgültig verharrende Geister. In einigen Metern Entfernung bog die Kutsche hörbar ruckelnd um eine Kurve, ehe sie aus seiner Sichtweite verschwand.

Der Boden gab knirschend unter Leopolds Stiefeln nach, als er der Straße folgte. Weiß hing sein Atem in der Luft und zerstob, sobald eine noch so leichte Böe um ihn herum wehte, was aufgrund des Windes die ganze Zeit über passierte. Obwohl er den Mantel fest um seinen Körper geschnürt hatte, flatterte er im Wind.

Sich an einen anderen mehr oder minder unfreiwilligen Ausflug erinnernd starrte er missmutig zwischen den Stämmen hindurch, doch er vermochte nicht zu sagen, ob er auch nur in der Nähe seiner

damaligen Position war. Kopfschüttelnd konzentrierte er sich auf den Weg und beschleunigte seine Schritte, um die Kälte aus seinen Beinen zu vertreiben.

*Sowas sollte ich verdammt noch mal nicht machen müssen*, schimpfte er in Gedanken, während sich der Wind um ihn herum an den Ästen schnitt und wie ein verletztes Tier heulte. *Ich bin Herr einer der mächtigsten Familien im Land und lasse mich von einer Frau herumschubsen, die schon längst hätte geächtet werden müssen.*

Doch über dieser Wut lag die Zufriedenheit und Selbstsicherheit, die er während des Rüttelns der Kutsche verspürt hatte. Ein angedeutetes Lächeln stahl sich auf seine Lippen und er folgte der Kurve, stets nach den dunkelgrauen Schlossmauern Ausschau haltend. In wenigen Stunden – vielleicht Minuten! – würde alles seine Richtigkeit haben.

Von dieser Aussicht befeuert trieb er sich dazu an, sein hohes Tempo zu halten, was er mehrmals mit knappen Balanceakten auf dem teils glattgefrorenen Boden bezahlte. Ob er dabei sein konnte? Ob er zusehen konnte, um sich für immer an diesen kostbaren Moment zu erinnern?

Er kreuzte eine steinerne Brücke, die zu seinem Verdruss alle Jahre wieder kontrolliert werden musste, um zu verhindern, dass die ankommenden oder abfahrenden Besucher in den Fluss stürzten, der allerdings aus rein historischen Gründen den Titel *Fluss* trug. Mit seinen kaum vier Metern Breite und der geringen Strömung diente er im Sommer zum Vergnügen der Bevölkerung, sofern das Wässern der Felder nicht das gesamte Wasser verbrauchte.

Nun lag eine dichte Eisschicht auf dem Gewässer, das rund um die Brücke von kleinen Steinen und Holzstücken gespickt war, wo die Kinder des wenige Minuten entfernten Dorfes versucht hatten, ein Loch in das Winterfell des Flusses zu reißen – ohne Erfolg. Weiter

nördlich hockte eine Ente auf dem Eis, halb versteckt von dem dunkelbraunen Holz eines Bachgestrüpps, und musterte Leopold halbherzig.

Die Stille war fast ununterbrochen, das Rattern der Kutsche nicht mehr zu hören und er mit seiner Vorfreude allein. Dass er soeben eines der beiden Wappentiere seiner Familie gesehen hatte, konnte nur ein gutes Omen sein. Lediglich die dünne Eisschicht, die sich auf den Steinen niedergelassen hatte, hinderte ihn daran, einen Zahn zuzulegen.

Erst als er den totbraunen Frostboden unter sich wusste, kam Leopold dem Drang nach, sich noch mehr zu beeilen. Stets auf den Boden konzentriert, um nicht hinzufallen, folgte er einer letzten großen Kurve, die von einer kleineren gefolgt sein würde, ehe sie direkt zum Schloss führte. Eine Weggabelung führte nach Norden, wo sich die Siedlung befand, die den kürzesten Weg zum Schloss hatte und die größte in der Umgebung war.

Leopold ignorierte sie und folgte der Straße nach Westen, während seine Ohren und Nase zu schmerzen begannen. Missmutig starrte er zwischen den Baumstämmen hindurch, während der Wind an seinem Mantel zerrte, und erkannte das Schloss, das in der Winterlandschaft wie eine Dämmerung aus Steinen aussah.

Was in diesem Moment, kurz nachdem er die Mauern erblickt hatte, passiert war, würde ihm während seines restlichen Lebens nicht zu verstehen vergönnt sein. Es ließ ihn erstarren, als wäre die Temperatur soeben um zehn Grad gefallen, und seine Vorfreude war vergessen.

Mit rasendem Herzen schüttelte er energisch den Kopf und unterdrückte den Frustrationsschrei, indem er ihn in einen Schlag gegen den nächstbesten Baum umwandelte. Schnee rieselte hinab und gelangte unter seinen Mantel, doch es war ihm gleich.

*Das darf nicht wahr sein!* Ein weiterer Schlag beförderte mehr der weißen Last wie Puderzucker zu Boden. *Verdammt! Nicht ein Mal, nicht ein gottverdammtes einziges Mal kommt mir dieser Scheiß nicht in den Weg!*

Beim dritten Schlag bemerkte er, dass seine von der Kälte rissige Haut aufgeplatzt war und hellrote Tropfen aus der von Borke verunreinigten Wunde perlten. Fluchend schüttelte er die schmerzende Hand und kühlte sie mit etwas von dem Schnee, den er nicht heruntergestoßen hatte.

Hasserfüllt blickte er zum Schloss. Sein Blut pochte ihm in den Ohren wie der Schmerz in seinen Gelenken und die Wut in seinen Gedanken. Er hatte gehofft, nie wieder mit diesem Zucken am Rande seiner Wahrnehmung konfrontiert zu werden – ein Zucken, von dem er sich sicher war, dass Keanu nichts, aber rein gar nichts mit ihm zu tun hatte. *Sein* Zucken fühlte sich anders an.

Leopold hatte keine Ahnung, was er gerade wahrgenommen hatte, und er baute darauf, dass er es verdrängen konnte. So gerne er es in Situationen wie dieser wäre, er war nicht dumm. Er wusste, dass nichts dieser Art ohne Folgen blieb.

<-> <-> <->

In einer fast kugelrunden, kleinen Höhle mit Regalbrettern, die aus der Fels der Wand gewachsen waren, und vielen Steinen, die für bestimmte Leute zu wispern schienen, saß ein Mädchen mit weißen Haaren, die Augen geschlossen, auf dem Boden. Kaum zu erkennen war ein zweites Mädchen, das bläulich schimmerte, dort, wo das Mädchen saß. Wenn man genau hinsah, sah alles blaugrau aus, ohne seine Farbenvielfalt zu verlieren.

Gwyneira seufzte und öffnete die Augen. Seit mehr als einer Stunde war sie in der Höhle und hörte dem in den Steinen gefangenen Schall zu, was ihr inzwischen keine Mühe mehr bereitete.

Als sie das Quartier zum ersten Mal entdeckt hatte, war es Anfang Oktober gewesen. Der Oktober war vergangen, ebenso wie der November, der Dezember und die erste Woche des neuen Jahres. Heute war der siebte Tag des Jahres 2827 und mit ihm kam eine kleinere familiäre Verpflichtung, die sie zu erfüllen hatte.

Das Mädchen vertiefte sich in ihren sechsten Sinn, spürte dem Wasser nach, das überall um sie herum war. Es schwebte in der Luft und klebte an den Wänden, aber wenige Meter über ihr und dort, wo sich das Wasserbecken am anderen Ende des Tunnels befand, war es in besonders großer Menge.

Gwyneira streckte ihre Hand in die Luft und blendete die Wassermassen aus. Sie machte es sich mit dieser Übung leicht, denn die Lektion aus dem schwarz schimmernden Stein, an der sie erst seit ein paar Stunden saß, war für trockenere Umgebungen gedacht.

Dennoch spürte sie den einzelnen Wasserteilchen um sie herum nach, was nicht gerade wenige waren. In ihrem Inneren konnte sie die Energie spüren, die sie für den Zauber brauchen würde, doch schien sie wie ein Blatt, das fest von der Eisdecke des Sees umschlossen war, beengt zu sein und nicht zugänglich.

In den letzten Wochen hatte Gwyneira regelmäßig ihre Wassermagie geübt, sodass sie den Dreh raus hatte, wie sie Zugang zu ihrem zweiten Herzen fand. Ohne große Mühe rief sie sich ihre erste Verwandlung ins Gedächtnis – wie sie leichtsinnig und ohne darüber nachzudenken vom Seeturm gesprungen war, den rauschenden Wind gespürt hatte, und wie sie von der Energie erfüllt gewesen war, die sie auch jetzt beschwören wollte.

Fast sofort konnte sie das Ergebnis spüren. Auf der Höhe ihres Bauchnabels entfaltete sich das, was sie als zweites Herz zu bezeichnen pflegte – der Kern ihrer Magie. Berauscht von der Kraft, die sie durchströmte, fiel es ihr schwer, sich auf ein paar Tröpfchen zu konzentrieren, doch darin bestand die Aufgabe, die ihr gestellt worden war.

Sie schloss die Augen und fokussierte auf die direkte Umgebung ihrer Handfläche, die zur Decke gerichtet war. Sich vorstellend, was das Wasser machen sollte, ließ sie ihre Magie los und öffnete gleich darauf die Augen, um zu sehen, ob alles reibungslos funktioniert hatte.

Eine kleine Lache hatte sich in ihrer gekrümmten Hand gebildet – Wasser, das fast nicht verschmutzt war. Sie wusste von einer anderen Lektion, dass ein so reines Wasser den meisten Lebewesen gefährlich werden konnte – nicht aber denjenigen, die mit ihm sprachen.

Zufrieden drehte Gwyneira ihre Hand um, sodass das Wasser zu Boden rann und dort mit einem leisen Tropfen auf den kalten Stein traf, und erhob sich. Die Hand schüttelnd wandte sie sich dem länglichen Spalt in der Wand zu, durch den sie hineingekommen war. Während sie den Rückweg antrat und ihr das Gefühl eines kleinen Erfolges die Gedanken beflügelte, dachte sie daran, was in den letzten drei Monaten passiert war.

Sie hatte das Quartier der Wassermagier entdeckt, in dem sie sich befand. Es lag unter dem Grund des Sees, weit vom Ufer entfernt, und konnte über genau eine Stelle erreicht werden, die niemand zufällig entdecken und aktivieren würde. In den Steinen war Aeneas Stimme verewigt – über ein Buch hatte er Lektionen zu den Mineralien hinzugefügt, die sie seitdem nach und nach durchging, um sich sein Wissen anzueignen. Wo sich das Buch befand, das als Vermittler fungierte, hatte Gwyneira noch immer nicht herausgefunden – es war irgendwo in der Bibliothek der Susurrs.

Sie hatte viel gelernt. Dinge wie den Schall aus dem Wasser hören, Wasser verdampfen lassen, es wahrnehmen und es in kleineren Mengen bewegen funktionierten, nach drei Monaten des Übens, so gut, dass sie es reflexhaft und unbewusst machen konnte. Ihre letzte Übung hatte bewiesen, dass außerdem ihre Zielgenauigkeit größer wurde und sie keine so großen Probleme mehr damit hatte, nur einen Teil des verfügbaren Wassers zu manipulieren. Um das Niveau ihres Vaters zu erreichen, würde sie aber noch lange brauchen.

Ihre Gedanken schweiften zum vergangenen Jahr ab. Keanu hatte vor einer Woche einen Neujahrsball veranstaltet, der nicht nur lange gedauert, sondern auch verschiedene Zwecke gehabt hatte. Das Standardprogramm bei solchen Veranstaltungen war, dass sich die einzelnen Adeligen trafen und Handelsbeziehungen besprachen, veränderten, knüpften oder unterbrachen. Gwyneira erinnerte sich an die Folianer und den Jungen aus Eone vom Herbstball – die Folianer waren nicht erschienen, Keanu hatte ihnen keine Einladung geschickt und offenbar hatten sie kein Interesse mehr an den Susurrs. Zephir, der Adelige aus Eone, war gekommen.

Und wieder hatte er mit ihr getanzt. Soweit Gwyneira mitbekommen hatte, würde der Handel zwischen den Susurrs und den Rhynchs – die Familie, aus der Zephir stammte – innerhalb der nächsten Wochen seinen Anfang finden. Da die eonischen Berge, von denen sie zukünftig Silbererz beziehen würden, jedoch ein Stück weit weg lagen, würde es noch fünf Wochen dauern, bis das erste Handelsgut ankommen würde.

Außerdem hatte sich Keanu für eine Zukünftige entschieden. Gwyneira kannte sie nicht, hatte sie auf den Bällen ausgeblendet. Einstweilen interessierte es sie nicht. Keanu wollte ohnehin erst am Sonnenwendball um ihre Hand anhalten, nachdem er die Familie um Erlaubnis gefragt hatte.

Shenoa war bald, nachdem sie zwei Tage im Schloss geblieben war, wieder aufgebrochen, offenbar in die folianischen Wasserberge. Ursprünglich hatte sie nach zwei Wochen zurückkommen wollen, aber sie dürfte ein paar Abstecher zu verschiedenen Städten gemacht haben und hatte Keanu lediglich per Post informiert, dass sie einige Wochen länger nicht zurückkommen würde.

Die Reaktionen waren gleichgültig gewesen. Es waren fast drei Monate vergangen, was ein neuer Rekord für Shenoa war, aber es war kein Unterschied zu dem einen Monat, der bisher ihre Spitzenzeit gewesen war.

Gwyneira schlüpfte durch den Spalt und folgte dem Tunnel zu dem Wasserbecken. Sie musste schmunzeln, als sie sich daran erinnerte, wie sie das erste Mal versucht hatte, aus der Höhle herauszukommen. Mehrere Stunden war sie am Werk gewesen, ehe sie viel Energie aufgewendet hatte, um das Wasser des Beckens anzuheben, es erschöpft fallenzulassen und gleich darauf in die Höhle zurückzukehren.

Dort hatte sie den Hinweis gefunden, dass sie eine Art Geheimbotschaft zu der Wassermembran in der Decke senden musste, um einen Zauber zu aktivieren, der sie heben würde. Diese Botschaft bestand aus Wassermolekülen, die in einem bestimmten Intervall bestimmte Schwingungen vollführten. Bis sie *das* zusammenbekommen hatte, war es fast Mittag gewesen.

Kein Wunder war es dementsprechend, dass sie sich mit dieser Form der Aktivierung des Zaubers nicht hatte anfreunden können. Eine größere Gruppe Moleküle gleichzeitig zu koordinieren war kein Kinderspiel und es bereitete ihr trotz wochenlanger Übung Kopfschmerzen, da die Drehungen ausgesprochen akrobatisch waren.

Sie hatte eine energieaufwendigere und dennoch einfachere Methode gefunden, mit der sie den Zauber aktivieren konnte.



Gwyneira beschwor ihre Magie herauf und genoss kurz das Gefühl, von dieser Macht durchflutet zu sein, dann lenkte sie eine große Portion dieser in das Becken.

Ein Schwall Wasser erhob sich fast sofort mit nicht unbeachtlichem Druck und trug sie nach oben bis zur Membran. Sobald sie diese berührte, ließ sie den Zauber, den sie bisher gewirkt hatte, fallen. Zugegeben, ihre Version der Aktivierung kostete viel Kraft, denn sie musste viele Wasserteilchen mit viel Mühe bewegen, aber wie ihr Geist festgestellt hatte, hatte sie viel Energie zur Verfügung.

Inzwischen verwandelte sie sich nicht mehr alle zwei Tage, sondern alle vier Tage. Dafür kam sie öfter zum Quartier und lernte. Laut ihrem Vater wäre die Energie, die sie für die Bewegung einer solch großen Wassermasse benötigte, weit über dem zu erwartenden Potenzial eines durchschnittlichen Wassermagiers, aber wie ihr Geist ihr erklärt hatte, verbrauchten Verwandlungen noch einmal wesentlich mehr Energie. Schon die Tatsache, dass sie sich mehrmals am Tag verwandeln konnte und noch immer nicht erschöpft war, war ein eindeutiges Indiz für ihre Kraft.

Gwyneira berührte die Unterseite des durch einen Zauber zurückgehaltenen Sees, die so groß war, dass ein Mensch sie senkrecht durchbrechen konnte, ohne sich an den Felsen aufzuschürfen. Von der Membran rann Wasser herab, das Gwyneira ellipsenförmig umschloss, sie ein wenig zusammenquetschte und dann senkrecht nach oben schoss.

Nur Herzschläge später nahm die Ellipse eine annähernd waagrechte Position ein und Gwyneira betrachtete das düstere Wasser um sie herum, das trotz der bereits aufgegangenen Sonne kein Licht durchließ.

Sie spürte den See, ohne sich konzentrieren zu müssen. Ihr sechster Sinn war durch die Übungen gestärkt worden und in den Vordergrund

gerückt, sodass sie ihn nicht mehr ausblendete und ihn bewusster wahrnahm. Schließlich konnte sie auch problemlos gleichzeitig hören und sehen.

Das Wasser um sie herum, das in erster Linie durch eine schnelle Bewegung gekennzeichnet war, wurde heller und Gwyneira zählte die Sekunden. Dadurch, dass sie ständig die Luft anhalten musste, hatte sich die Zeitspanne, während derer sie ohne Atmen auskam, verbessert. Fast immer schaffte sie es, dass sie die Luftmoleküle zwischen dem Wasser nicht mehr einatmen musste, ehe sie auftauchte.

Nur eine halbe Sekunde zu früh – zumindest nach ihrer Zählung – richtete sich die Ellipse auf und öffnete sich. Schlagartig strömte kälteres Wasser in die Hülle und der Auftrieb kam zur Geltung.

Gwyneira verließ tauchend die Membran, schwamm in Richtung Licht und durchstieß die Wasseroberfläche. Geblendet von der Sonne schloss sie die Augen und atmete mehrmals tief ein und aus, ehe sie sich mit dem Hinterkopf zum Feuerball wandte und die Augen blinzeln öffnete.

Es dauerte einige Zeit, ehe sie sich an das Licht gewöhnt hatten. Als sie es riskieren konnte, normal die Augen offen zu halten, wandte sie sich dem kleinen Miniaturhafen in unmittelbarer Nähe des Schlosses zu und näherte sich ihm mit kräftigen Schlägen und Stößen, die das Wasser um sie herum ebenso effektiv manipulierten wie ihre Zauber.

Zwar war sie vor der Entdeckung des Quartiers bereits regelmäßig und oft schwimmen gegangen, doch dadurch, dass sie es nun öfter tat – und das, obwohl Jänner war und das Wasser an den Uferstellen gefror – waren ihre Muskeln kräftiger geworden und sie kam besser voran.

Gwyneira warf ihr nasses Haar zurück und atmete aus. Weiß hing ihr Atem in der Luft, ehe er zerstob und sich mit der restlichen Luftfeuchtigkeit vermengte. Blinzeln spähte sie zum Ufer. Das Eis war zu dünn, um darauf zu gehen; sie würde es zerschlagen müssen.

Die Kälte war kein Problem. Zum einen hatte sie die Skuafedern, die sie regelmäßiger benötigte als den Skua, zum anderen hatte sie gelernt, wie sie das Wasser um sich herum aufheizen konnte, ohne viel Energie zu verlieren.

Da sie diese Übung kurz nach der Entdeckung des Quartiers begonnen hatte, funktionierte dieser Zauber fast nebenbei. Kombiniert ergaben die beiden Schilde genügend Schutz gegen das eiskalte Wasser, zumindest für ein paar Minuten.

Mehr brauchte Gwyneira nicht. Das Ufer kam näher, sie konnte mit den Füßen den Grund erspüren. Mit einem letzten Schwimmszug zog sie sich näher und tastete nach ihrem zweiten Herzen. Durch die vielen Male, die sie den Zauber bereits angewendet hatte, routiniert, ließ sie die Moleküle auseinanderstieben und so das Eis zu kleineren Schollen zerbrechen, die sich gut beiseiteschieben ließen. Gwyneira verlagerte ihr Gewicht nach vorne und watete durch das bald hüfthohe Wasser zum Ufer.

Weiterhin Eis zerstörend erreichte sie trockenen Boden und stieg aus dem See. Der kalte Wind frischte auf, woraufhin Gwyneira zitterte. Rasch wandte sie den Zauber an, der das Wasser auf ihrer Haut, ihrer Kleidung und in ihren Haaren verdampfen ließ, was deutlich besser klappte als während der beiden ersten Male.

In den letzten Tagen hatte es geschneit, was nicht unüblich war für einen frühen Jänner, sodass sie nun auf einer kalten, weißen Decke kristallinen Wassers stand. Sie grub ihre Zehen in den Schnee und stand einige Zeit da, nur mit einem langärmeligen, wollenen Kleid bekleidet, ohne Schuhe, Schal oder Mantel, und starrte vor sich hin, ehe sie ihren Blick dem Trampelpfad zuwandte, der teilweise vereist war, und ihn gemächlich zu besteigen begann, ohne sich von der Glätte des Eises irritieren zu lassen. Trittsicher kam sie an der höchsten Stelle

an, von wo aus sie zu der Tür gehen konnte, die von dem Kutschenplatz abgewandt lag.

Kaum dass sie ihren Fuß auf festen, nicht vereisten, sondern lediglich zugeschneiten Boden gesetzt hatte, spürte sie etwas, das sie irritiert innehalten ließ. Es dauerte einige Sekunden, ehe ihr klar wurde, dass sie die Veränderung über ihren sechsten Sinn wahrgenommen hatte – es musste sich um Wassermagie handeln. Stirnrunzelnd stand sie wie erstarrt da. Hätte sie den Zauber gewirkt, hätte sie das sicher mitbekommen ...

Der Zauber, der sie überrascht hatte, hatte nur einen Sekundenbruchteil angedauert und schien in seinem passiven Zustand zu sein – oder er war beendet worden. Mit gefurchter Stirn wandte sich die junge Susurr zum See um, obwohl sie nicht sagen konnte, woher die Störung gekommen war. Sie schien ... überall gewesen zu sein.

Nur konnte das nicht sein. Gwyneira war die einzige Wassermagierin in diesem Schloss, seitdem ihr Vater gestorben war, und nur sie konnte entsprechende Zauber wirken. Aeneas' Magie hingegen war an wenigen Stellen verankert und zweckorientiert, was nur eine logische Schlussfolgerung zuließ.

Gwyneira wandte sich um und verdrängte den Gedanken. Wahrscheinlich hatte sie sich nur geirrt und es mit den Übungen übertrieben. Ab und an nahm man eben etwas wahr, das nicht existierte, und warum sollte ihrem zusätzlichen Sinn nicht auch mal ein Fehler unterlaufen? Gerade wollte sie die Tür des Turms öffnen und in das Schloss gehen, als sie hinter sich eine vertraute Stimme hörte.

„Gwyni!“

Überrascht wandte sich Gwyneira um und sah zu der Erscheinung der Frau, die gerade aus einer Kutsche stieg, deren Pferde bereits ausgespannt waren und deren Anwesenheit die junge Susurr bis zu diesem Augenblick nicht bemerkt hatte. Die Frau, die auf sie zuing,

war dominiert von einem Mantel aus dunklem Stoff, der den Großteil ihres Körpers bedeckte und nur wenige Stellen anderen Kleidungsstücken wie den Stiefeln oder den Handschuhen überließ. Abgesehen von denen war nur noch das Gesicht sichtbar, aus dem dunkelbraune Augen herauslugten.

„Hallo, Shenoa“, grüßte Gwyneira unverbindlich.

„Nicht einmal Mama willst du zu mir sagen?“, fragte Shenoa beleidigt und kniff die Augen zusammen. Gwyneira war nicht sicher, was sie antworten sollte, doch ehe sie sich entscheiden konnte, sprach ihre Mutter weiter.

„Du hast ja fast gar nichts an. Wir haben Minusgrade!“

„Davon kann das Eis zeugen“, bestätigte Gwyneira.

„Welches Eis?“

„Das am Ufer des Sees, die Zapfen an den Fensterbrettern, und der vereiste Weg“, zählte Gwyneira auf. Shenoa blinzelte, ließ sich ansonsten aber kaum eine Reaktion anmerken.

„Das erklärt nicht, warum du hier draußen in der *Eiseskälte* herumstehst und dabei nicht einmal Schuhe anhast.“

„Ich war schwimmen.“

„Was, *jetzt?* Der See ist doch teilweise zugefroren!“

Gwyneira zuckte mit den Schultern. „Es soll gesund sein“, meinte sie.

„Wenn du erfrierst? Oh ja, das ist wirklich sehr gesund.“

„Ich habe von einem Mann gehört, der über achtzig Jahre alt wurde, und er ist regelmäßig schwimmen gegangen – auch im Winter.“

„Wahnsinnige gibt es viele auf dieser Welt. Das ist noch lange kein Grund, sich ihnen anzuschließen.“

Gwyneira zuckte erneut mit den Schultern und öffnete die Tür. „Ich hatte nicht wirklich erwartet, dass du zu unserem Geburtstag kommst“, meinte sie, während sie das Schloss betrat und die

Temperaturänderung von ein paar Graden wahrnahm. Ihr Gefieder lichtete sich kaum merklich.

„Zugegeben, es war knapp, aber ich verpasse doch nicht die Geburtstage meine Kinder!“

Gwyneiras Lippen wurden schmal und sie warf ihrer Mutter einen kurzen Blick zu, dann erklimmte sie die Wendeltreppe. Im ersten Stock angekommen hielt ihre Mutter inne. Die Tochter folgte ihrem Beispiel und sah sie mit einer hochgezogenen Augenbraue an.

„Feiert ihr euren Geburtstag denn gar nicht?“

„Es ist nicht mal Mittag“, sagte Gwyneira. „Oder?“, fügte sie spitz hinzu.

„Ich glaub nicht“, lautete die Antwort. Nach einigen stillen Sekunden fuhr sie fort: „Naja. Ich seh‘ mal zu Nasrin.“

„Mhm.“

Unbeeindruckt wandte sich Gwyneira der Wendeltreppe zu und stieg drei weitere Stockwerke hinauf, ehe sie im vierten Stock ankam und zu ihrem Zimmer ging, wo sie sich in ihrem Sessel niederließ. Einige Sekunden starrte sie geradeaus, ohne dass ihr Blick irgendetwas wahrnahm, dann füllten Gedanken die Leere.

Begleitet wurden sie von einer vorsichtigen Reue, die eher aus Vernunft denn aus Ehrlichkeit aufzutauchen schien. Gwyneira hätte ihre Mutter mit etwas mehr Herzenswärme empfangen sollen. Und was hatte sie getan? Sie hatte über Eis geredet und über einen alten Mann, von dem sie sich nicht sicher war, ob er überhaupt existiert hatte. Resigniert ließ sie ihren Kopf in ihre Handflächen sinken.

Shenoa war einfach ... Ja, was war sie? Technisch gesehen ihre Mutter, der Mensch, der ihr am nächsten stehen sollte. Praktisch gesehen war sie eine Person, die das Schloss als sicheren Hafen der kurzen Erholung und Reiseplanung zu sehen schien, nicht aber als Heimat oder als Ort, den sie längere Zeit besuchen sollte.

Das war dennoch kein Grund, ihrer Mutter die kalte Schulter zu zeigen. Während Gwyneira das Holz des Tisches musterte, suchte sie nach Gründen, wie sie ihr Verhalten rechtfertigen konnte. Über Eis hatte sie gesprochen – worüber auch sonst?

Seit Wochen machte sie nichts anderes als Zauber zu üben, und alle diese Zauber hatten naturgemäß etwas mit Wasser zu tun. Sonst hatte sie keine andere Beschäftigung – sie hatte sich entschieden, nicht mehr zu lernen, und da sie nicht verheiratet war und generell nicht davon ausgehen konnte, dass sich daran schnell etwas ändern würde, gab es auch keine Vorbereitungen für irgendetwas zu treffen. Den Haushalt erledigten die Bediensteten und Keanu übernahm den Rest.

Dabei sollte sie ihre Langeweile genießen, denn in ein, zwei Jahren würde sie mit einem Mann verheiratet werden, den sie kaum kannte, und würde das Schloss für immer verlassen – außer vielleicht für ein paar Festlichkeiten.

Finster vertrieb sie diesen Gedanken wieder. Sie liebte das Schloss, sie liebte den See und sie liebte die Umgebung. Hier war das Quartier – wie konnte sie lernen, wenn sie nicht zum See kommen konnte? Andererseits – was konnte sie groß tun, wenn es dann soweit war und sie verheiratet werden sollte?

Deswegen hatte sie intensiv gelernt. Es war nicht nur die Beschäftigung, die sie antrieb, sondern auch der Gedanke, dass sie mit einer großen Wahrscheinlichkeit eines Tages nicht mehr in dem Schloss sein würde. Und das innerhalb der nächsten fünf Jahre.

Dabei war sie nicht einmal mit zwanzig Steinen fertig, denn einige Lektionen waren nicht nur lang, sondern auch schwierig. Sie wollte gründlich vorgehen und alles anwenden können, ehe sie zum nächsten Thema übergang.

Sie hatte sich vorgenommen, dass sie, wenn ihr dann mitgeteilt worden wäre, dass sie ausziehen werde, zum Quartier gehen und sich

alle Steine anhören würde. Ihr Geist würde sich die Worte merken und sie konnte in ihrem neuen Zuhause weiterüben. Bis dahin wollte sie sich keinen unnötigen Stress machen.

Missmutig verwünschte Gwyneira die Tatsache, dass eine weibliche Susurr kaum eine andere Aufgabe hatte, als verheiratet zu werden, umzuziehen und eine andere Adelsfamilie am Leben zu erhalten, indem sie die nächste Generation begründete. Und das mit einem Mann, den sie ein paar Bälle lang kannte. Und wenn diese weibliche Susurr nicht in ihre Rolle passen wollte, wurde sie zu Shenoa, die sich so oft und so weit wie möglich von ihrer Familie entfernte.

Gwyneira starrte an die Decke und zog schlecht gelaunt die Brauen zusammen. Heute war ihr fünfzehnter Geburtstag, sie sollte nicht daran denken, was alles kommen würde. Aber Tatsache war: Mit jedem Jahr, das verstrich, kam sie ihrer Verheiratung näher, und an kaum einem anderen Tag war ihr diese Tatsache so bewusst wie an dem einen, an dem ihr neues Lebensjahr gefeiert werden sollte. Es war unvermeidbar, und sie wollte auch Kinder haben, aber nicht mit einem unbekanntem Mann und nicht weit entfernt von dem Ort ihrer eigenen Kindheit.

Gwyneira schüttelte den Kopf, doch die Gedanken ließen sich nicht vertreiben. Sie sah auf die Uhr – um ein Uhr würde das Essen losgehen, auf das sie ihre Mutter hingewiesen hatte; jetzt war es erst elf Uhr.

*Was soll ich bitte zwei Stunden lang machen?*, fragte Gwyneira sich.

Ihr Blick fiel auf die Kanne mit Wasser. Sie musste lächeln, als ihr einfiel, was die neueste – zum Winter passende – Lektion gewesen war, in die sie hineingeschnuppert hatte, bevor sie sich einer einfacheren Übung zugewendet hatte. Nicht das Erhitzen von Wasser hatte sie dank diesem einen Stein gelernt, sondern das Gegenteil.

Gwyneira wandte sich dem Gefäß zu und konzentrierte sich auf ihren sechsten Sinn. Wasser zu verdampfen oder zu erwärmen war



einfach – sie musste nur Energie hinzufügen, dann wurde es wärmer, was dadurch bemerkbar war, dass es schneller schwang und schließlich zu kochen begann.

Wasser einzufrieren war nicht so leicht, da sie den Teilchen Energie entziehen musste, statt sie ihnen zuzuführen. Bisher hatte sie den Zauber, den sie sich in der Theorie eingeprägt hatte, noch nicht angewendet, zu großen Teilen deswegen, weil er nach vielen Mühen und Kopfschmerzen klang, aber da sie noch zwei Stunden Zeit hatte ...

Obwohl Gwyneira ihren sechsten Sinn in den letzten Wochen regelmäßig und intensiv genutzt hatte, gab es immer noch Momente, in denen ihr diese Wahrnehmung ungewohnt vorkam. Sie konnte die einzelnen Wasserteilchen spüren, die in der Kanne schwangen, konnte spüren, wie sie gegeneinanderstießen und dabei einen Teil ihrer Energie weitergaben, nur um gleich darauf selbst wieder welche aufzunehmen. Der Anleitung ihres Vaters zufolge musste sie sich auf ein einzelnes dieser Teilchen konzentrieren, was ihr bei dem Durcheinander schwerfiel. Es war, als wollte sie einem einzelnen Fisch in einem gigantischen Schwarm mit den Augen folgen, und entsprechend viele Anläufe brauchte sie, ehe ihr dieser erste Schritt gelang.

Sie rief sich mit der Unterstützung ihres Geistes Aeneas' genaue Worte in Erinnerung und ließ sich von der Energie durchfluten, lenkte sie zu dem einen Molekül hin, das ihr ständig zu entgleiten drohte. *Bilde Barrieren um das Wasser*, hatte ihr Vater gesagt. *Um einzelne Molekülgruppen, wenn du schnell sein willst. Je kälter es sein soll, umso enger und umso genauer muss die Barriere sein. Forme sie mit deiner Magie und fange die Stöße der Teilchen ab.*

Gwyneira konzentrierte sich und schloss unwillkürlich die Augen. Die Energie, die sie zu dem Molekül geleitet hatte, wollte sich an es binden und es beeinflussen – in diesem Fall: erwärmen. Sie musste sich

selbst davon abhalten, dieser Verlockung nachzugeben, doch immer, wenn ihre Konzentration auch nur leicht nachließ, drohte ihre mühsame Kontrolle zu zerschellen und den Zauber ins Gegenteil zu kehren.

Ständig den Kontakt verlierend und mit fest zusammengebissenen Zähnen begann sie damit, die Magie um das eine Molekül zu leiten. Sie formte es nicht genau nach, lediglich grob – mehr erlaubte ihre bereits jetzt schwächelnde Konzentration ohnehin nicht –, und schloss die Hülle. Noch berührte das Molekül die Magie kaum.

Sie verengte die Hülle immer mehr und mit jeder Veränderung wuchs ihre Anstrengung, denn die Magie wollte sich mit dem Molekül binden und es erwärmen, da sie noch keine andere Aufgabe von Gwyneira bekommen hatte.

Diese verzog ihr Gesicht und biss die Zähne zusammen. Die Hülle wurde enger. Immer öfter berührte das Molekül ihre Wände und mit jedem Mal wurde es schwieriger, eine Bindung zu vermeiden – gleichzeitig wurde mit jedem Mal die Bewegung des Teilchens gedämpft.

Nach mehreren Minuten war die junge Susurr soweit, dass die Hülle mehr als die Hälfte der Schwingungen abbekam, die das Wasserteilchen machte. Ununterbrochen kollidierte es mit der Membran aus Energie, die diese Stöße gierig in sich sog und die Gwyneira nur unter stärker werdenden Kopfschmerzen davon abhalten konnte, auf das Teilchen loszugehen und ihre Magie zu wirken.

Energie verlor sie dabei nicht viel, aber es war geistig anstrengend. Sie kniff ihre Augen zusammen und atmete tief, jedoch zitterig durch. Nach einigen weiteren Herzschlägen bemerkte Gwyneira mit diebisch anmutender Freude, dass die Schwingungen weniger geworden waren.

Durch diesen Erfolg ermutigt hielt sie ihre Konzentration aufrecht. Es gelang ihr, das Molekül um mehrere Grade abzukühlen, ehe sie die Kontrolle verlor, die Magie mit dem Wasser reagierte und sich nicht nur das Wasser, sondern auch die Kanne erwärmte, ehe Gwyneira reagieren konnte und den Fluss unterbrach.

Sich mit den Fingern über die Schläfen reibend öffnete sie blinzeln ihre Augen und schloss sie gleich darauf wieder, da das Licht sie unerwartet blendete. Nur langsam gewöhnte sie sich an ihre Umgebung und während sich ihr Sehsinn regenerierte, blickte sie zur Uhr. Überrascht stellte sie fest, dass ihre Übung mehr als eine halbe Stunde gedauert hatte.

Erkennend, dass die Kunst der Magie teilweise nicht darin bestand, die richtigen Moleküle mit der richtigen Magie zum richtigen Zeitpunkt reagieren zu lassen, sondern darin, sie *nicht* reagieren zu lassen, schloss sie ihre Augen erneut kurz, seufzte leise und versenkte sich dann in Überlegungen, wie sie ihre Kopfschmerzen wieder loswurde.

## II. Kapitel

Ein goldenes Schimmern tauchte den Vorraum in ein Licht, als ob die Tür eine Sonne aus Honig wäre, die alles um sich herum sanft beleuchten würde. Kein Staubkörnchen hatte sich auf den Schnitzereien abgesetzt, die den Farbton zu verantworten hatten. Sie stellten verschiedenste Gestalten dar, die in unterschiedlichen Stilen ausgeführt waren. Viele wirkten, als ob sie jeden Moment aus der doppelflügeligen Tür steigen und ihres Weges gehen könnten, während andere versteckt hinter Ornamenten den Betrachter zu mustern, ihn in seiner Andersartigkeit zu betrachten und sich von ihm abzuwenden schienen.

Besonders oft kehrten schlanke Gestalten wieder, die zwischen Bäumen und Blütenpflanzen standen, zwischen Büschen gruben oder sich liebevoll um die Kräuter in ihrem Garten kümmerten. Spitze Ohren wurden von dem kräftigen Vormittagslicht zum Leuchten gebracht, während darunter Gestalten mit runden Ohren oder auf Schiffen zu den Spitzohrigen aufsaßen.

Die Tür nahm den gesamten Raum ein – nicht nur mit den unzähligen Lichtstrahlen, die von der vergoldeten Oberfläche zurückgeworfen wurden, sondern auch mit ihrer Präsenz. Umrahmt von weißem Marmor schien sie der einzige Farbfleck zu sein in diesem Raum, der kein Mobiliar aufwies.

Leer war er nie. In diesem Moment standen sogar zwei Sylphen mehr in ihm als sonst. Fünf von ihnen waren in eine Uniform gekleidet, die stolz ein Wappen präsentierte – ein grünes Blatt auf weißem Hintergrund.

Die letzte Person war nicht so aufwendig gekleidet. Eher schien es, als hätte sie in ihren Schrank gegriffen und verzweifelt versucht, etwas

Stilvolles zu finden, das nicht zu offenkundig verriet, wie wenig sie sich um solche Dinge Gedanken machte.

Stille lag neben dem Goldlicht in der Luft und ein trockener Geruch begleitete die Unruhe, die von dieser letzten Person ausging. Das verspielte Kunstwerk, das mit der Tür verschmolzen war, schien lediglich als Flucht vor dieser Nervosität wahrgenommen zu werden, nicht als das Symbol, als das es gedacht gewesen war.

Hinter den dicken Flügeln der Tür verbarg sich ein weiterer, wesentlich länger gestreckter Raum, in dem ein rechteckiger Tisch stand. Die weißen Marmorwände waren durchsetzt von roten Farbstichen, als hätte sich in unregelmäßigen Abständen die Adern des Palastes geöffnet und gleich darauf verschlossen, um ihren Inhalt zu Stein werden zu lassen und ihn jedem zu präsentieren, der den Saal betrat.

Ebenso golden wie die Tür gestaltete sich die Rückwand, die hinter dem hohen und reich verzierten Sessel zu erkennen war, auf dem ein Mann im fortgeschrittenen Alter saß. Gehüllt war er in einen purpurnen Umhang, den er vor der Brust mit einer goldenen Brosche verschlossen hatte, die an ein Blatt erinnerte.

An den beiden Längsseiten saßen jeweils sechs Personen, die in unterschiedlich gefärbte Umhänge gekleidet waren. Einige hatten ihre Haare kurz geschnitten, sodass die spitzen Ohren zu erkennen waren, die sich wie die eines Luchses zur Geräuschquelle richteten, die am interessantesten war.

In diesem Fall stellte sich diese als ein alter Mann heraus, der in eine dunkelviolette, angestaubt wirkende Robe gehüllt war. Wild mit den Armen gestikulierend erzählte er den dreizehn versammelten Sylphen die Ereignisse, wegen derer sie ihn zu sich gebeten hatten.

„Ich hab‘ ihnen ja gesagt, sie sollen sich beeilen, aber diese verdammten Bürokraten haben erstmal lang und breit rumdiskutiert,

und jetzt seh'n wir ja, wo wir sind“, zeterte der Mann, der vor dem Tisch stand und somit einen freien Blick zu dem Mann in der purpurnen Robe hatte. Es klang nicht so, als wäre der Sprecher gewillt, bald seine Rede zu beenden, doch als der ihm gegenüber befindliche Sylph eine Hand hob, hielt er inne.

„Ich denke, wir haben verstanden, dass Ihr mit der Geschwindigkeit der Bearbeitung nicht zufrieden wart.“ Die Stimme klang distanziert, aber höflich und wurde von der Akustik des Thronsaals mühelos zum anderen Ende getragen.

„Na, aber sicher“, kam prompt die Bestätigung.

Die Hand wurde gesenkt und der dazugehörige Kopf nickte kurz. „Ich danke Euch für Euer Erscheinen und für Eure Schilderung. Gibt es noch Fragen?“

Mit den letzten Worten wandte er sich an die restlichen zwölf Anwesenden, die mit einem kurzen Kopfschütteln verneinten. Der in die purpurne Robe gehüllte Sylph nickte dem Erzählenden erneut zu. „In dem Fall ist Eure Hilfe nicht mehr vonnöten.“

„Schon fertig?“, fragte der Angesprochene überrascht.

„Nein“, antwortete der König kurz angebunden. „Wenn Ihr uns noch einmal helfen könnt, werden wir Euch kontaktieren.“

Der Erzählende schüttelte erstaunt den Kopf. „Na wenn alles so schnell klappen würde ...“, murmelte er, während er sich kurz verneigte, wobei sein Kopf kaum die Senkrechte verließ, und sich dann umwandte. Seine Robe blähte sich hinter ihm auf, als er rascheren Schrittes, als man es ihm zugetraut hätte, zur Tür stolzierte, die von dieser Seite aus wesentlich schlichter gehalten war.

Zeitgleich streckte sich auf einer anderen Ebene, die am selben Ort existierte, ein Nebelschleier zur Tür aus, der von dort kam, wo der König saß. Er schien fast durchsichtig zu sein, kein Farbtropfen konnte ihm entrongen werden. Kurz berührte der durchsichtige Schleier einen

anderen, wesentlich klarer erkennbaren, der sich dort befand, wo eine der Wachen stand und mit unverwandtem Blick das Honiglicht betrachtete.

Die Tür glitt auf, als hätte sie den Weggehenden erwartet, sodass dieser ungehindert den Thronsaal verlassen konnte. Für einige Sekunden waren an der linken Seite die zwei Sylphen zu sehen, die sonst nicht im Vorraum standen, doch die zwölf Ratsmitglieder spendeten ihnen nicht viel ihrer Aufmerksamkeit.

Sobald sich der gewaltige Türflügel geschlossen hatte, wandten sich die Anwesenden einander zu. Viele blickten zum König, der mit einer Hand über die Kugel strich, die an einem Edelmetallstab befestigt und von geschmiedeten Blättern umrandet war.

Die aufmerksame Stille, die zuvor den Saal im Griff gehabt hatte, wich einer weniger eisernen Variation. Einer der Anwesenden ergriff das Wort. „Rat Achatius hat Recht. Es hat alles viel zu lange gedauert.“

„Das stimmt“, schloss sich eine Sylphe an, deren Robe ein intensives Rot zur Schau stellte. „Nach drei Monaten ist es praktisch unmöglich, *irgendeinen* Zauber zu verfolgen.“

Der König ließ darauf keine Reaktion erkennen, sondern sah zu einem dritten Ratsmitglied, das sich in tiefes Schweigen hüllte und eine violette Robe trug. Der Sylph war kleiner als die meisten anderen Anwesenden und trug seine Haare im militärischen Stil kurz, als fürchtete er, sie könnten ihn beim Denken behindern.

Er reagierte auf die Verlagerung der Konzentration auf seine Person, indem er sich gerade hinsetzte und sein rundes Gesicht dem Sylphen zuwandte, der ihn missmutig anstarrte und das Wort gegen die Vorgehensweise seines Zweigs erhoben hatte.

„Es wurden keine Fehler gemacht.“

„Abgesehen von denen, die das System sowieso vorgibt“, konterte der Sylph und kniff seine Augen zusammen. Seine Mundwinkel

verzogen sich abschätzig nach unten. „Es besteht ja kein Interesse, die Strukturen zu erneuern.“

„Diese Erneuerung, Rat Nizar, kostet Geld und Aufwand. Beide können zum jetzigen Zeitpunkt besser investiert werden.“

Bei seinem Namen schien sich die Laune des Angesprochenen noch einmal zu verschlechtern. „*Buchenthal*“, zischte er.

Der Sylph in der violetten Robe zuckte nicht mit der Wimper. „Euer Name besteht aus zwei Teilen, Rat Buchenthal. Akzeptiert das.“

Die in Rot gekleidete Sylphe hob in einer fließenden Bewegung ihre Hand, um die Diskussion zu unterbrechen. „Rat Ornis hat Recht, wenn er sagt, dass unser Aufwand und unser Geld jetzt besser aufgehoben werden können. Besonders im Vergleich zu diesem Streit.“

„Zumal wir bereits wissen, wie die letzten drei Monate an diesem Problem gearbeitet wurde“, schloss sich der König an.

„Ineffizient“, fasste Buchenthal zusammen.

„Verzeiht, Rat“, erwiderte Ornis, „mir scheint, Ihr verwechselt Euer Fachgebiet mit meinem. Nicht alles, was in der Theorie effizient erscheint, erweist sich in der Praxis als hilfreich.“

„Genug davon“, schritt die blondhaarige Sylphe erneut dazwischen. Obwohl sie sich in Haltung und Mimik nichts anmerken ließ, wirkte sie ungeduldig.

„Nein, nicht genug davon“, ereiferte sich Buchenthal und richtete sich auf seinem Sessel auf, sodass er seinen Kontrahenten um fast einen halben Kopf überragte. „Wir haben wertvolle Zeit damit verloren, dass die Herrn Spione wochenlang diskutiert haben, ob das, was sie beobachtet haben, wirklich das ist, das sie beobachtet haben. Das ist stupide und muss behoben werden.“

„Der Spionagezweig hat drängendere Anliegen als eine Reform“, stellte Ornis klar. Seine Mimik wirkte ebenso bewegt wie die des



Marmors unter seinen Füßen. „Es kommt nicht oft vor, dass ein Mensch einen Zauber wirkt, den er nicht wirken kann.“

„Es kommt nie vor“, spottete Buchenthal und lehnte sich vor. „Weil er es *nicht kann*. Das, was wir hier haben und was Ihr Zweig, mein geehrter Rat, drei volle Monate lang hinter verschlossenen Türen besprochen hat, ist nicht unmöglich, lediglich sehr selten. Wir müssen auch für solche Fälle gewappnet sein. Immer!“

Die Sylphe in der roten Robe kniff ihre Lippen zusammen, während die restlichen zehn Anwesenden entweder zustimmten oder sich aus der Diskussion raushielten.

„Nennt mich einen Narren, mein Rat“, fuhr Buchenthal angriffslustig fort, „aber ich bezeichne ein System als ineffizient, wenn drei volle Monate damit verbracht werden, einen Assula-Zauber dem Menschen zuzuordnen, der ihn gewirkt hat.“

„Es ist vernünftig, eine derartige Annahme zu überprüfen“, hielt Ornis stoisch dagegen, als würde ihn die gesamte Diskussion kaum etwas angehen. „Menschen haben nicht das Wissen, einen Assula-Zauber zu wirken, und nicht die Kraft, ihn zu beschwören. Es war nicht davon auszugehen, dass diese Annahme falsch ist.“

„Doch, war es. Genau in dem Moment, in dem der Zauber bemerkt wurde.“

„Wir können diese Diskussion führen, wenn das Problem behoben ist“, schaltete sich ein vierter Rat ein, der hochgewachsen und in eine graue Robe gekleidet war.

„Korrekt“, lautete Ornis' knappe Antwort.

„An sich richtig“, stimmte auch Buchenthal zu, „aber so läuft es beim Spionagezweig immer. Jedes verdammte Mal, wenn irgendetwas nicht funktioniert und *offenkundig* verbessert werden muss, heißt es nur *später, später, jetzt erst mal den Schaden beheben, später*. Immer später!“

„Rat Buchenthal“, schaltete sich der König ein und sah den in ockerfarbene Kleidung gehüllten Sylphen scharf an. „Das ist kein geeigneter Umgangston für ein Mitglied des Hohen Rates.“

„Aber ein notwendiger, meint Ihr nicht auch, Majestät? Der Spionagezweig ist derjenige, der noch immer am primitivsten arbeitet ...“

„Hütet Eure Zunge, Rat Buchenthal!“ Die Stimme des Königs donnerte durch den Thronsaal und für einen kurzen Moment wurde es still, als wäre soeben der gefürchtetste Lehrer der gesamten Schule in die Klasse gekommen und hätte eine besonders umfassende Version des *Wörterbuchs der Ahnensprache in fünf Bänden* auf den Tisch fallen lassen.

„Und Ihr erinnert Euch besser an Euren Platz, verehrte Majestät“, antwortete Buchenthal mit einer kurzen Verzögerung, wenn ihm auch ein großer Teil seiner Angriffslust vergangen war. „Ihr seid nicht in der Position, Euch derartig aufzuspielen. Oder habe ich eine Regel gebrochen, die rechtfertigen würde, warum Ihr Euch über Euren Posten als Ratsmitglied erhebt?“

„Nein. Ich möchte lediglich verhindern, dass sich das bald ändert.“ Den Blick auf Buchenthal gerichtet, faltete der König die Hände um die Kugel seines Herrschaftssymbols.

„Wie ehrenwert“, spottete der Rat und sah Ornis an. Der erwiderte den Blick unbewegt. Bevor die beiden erneut aufeinander losgehen konnten, ergriff die Sylphe in Rot das Wort.

„Wie dem auch sei“, sagte sie in einem Tonfall, der nicht direkt beschwichtigend war, aber daran so nahe kam, wie sie sich dazu überwinden konnte, „wir wissen jetzt sicher, wer den Zauber gewirkt hat, welcher Art er angehört und wo der Zauber gewirkt wurde.“

„Von einem toten Menschen irgendwo rund um ein Schloss, das uns bisher genau einmal aufgefallen ist“, bestätigte Buchenthal und lehnte

sich zurück. „Was verwunderlich wirkt, wenn wir mal die Tatsache außen vor lassen, dass uns eine solch enorme magische Begabung schon zu Lebzeiten des Menschen hätte auffallen müssen. Lassen wir das nicht außer Acht, ist es irgendetwas zwischen erschreckend und beschämend. Findet Ihr nicht auch, Rat Ornis?“

„Nein“, lautete die knappe Antwort.

„Natürlich nicht. Sonst würdet Ihr etwas mehr Elan an den Tag legen, diesen Umstand zu verbessern. Oder Ihr hättet ihn schon längst verbessert ...“

„Menschen wirken keine Assula-Zauber. Ebenso wenig tote Menschen“, stellte Ornis klar, wobei seine Stimme den distanzierten, ruhigen Ton hatte, der von seiner gesamten Präsenz ausgedrückt wurde.

„Oh, es hat sicher *lange* gedauert, die ganzen anderen menschlichen Magier auszusortieren, die da unten so herumlaufen“, spottete Buchenthal und hob demonstrativ seine linke Faust. „Mal sehen. Da ist Nicholas Catara, Sohn eines Glasbläfers, der mit seinen zwölf Jahren und seinen immensen energetischen Kräften, die immerhin auf Straßenmagie spezialisiert sind, definitiv in Frage kommt.“

Er streckte seinen Daumen aus, tat so, als müsste er kurz überlegen, fuhr jedoch schnell genug fort, dass Ornis seine angesetzte Antwort nicht vortragen konnte. „Und dann ist da natürlich noch Zephir von Rhynch, eonischer Adelssohn und uns bekannt seit ...“

Als hätte er eine Erleuchtung gehabt, riss Buchenthal seine Augen auf und fuhr im erstaunten Tonfall fort: „... seit demselben Tag, an dem uns die Susurrs aufgefallen sind! Wie gut unser System doch funktioniert! Und es ist natürlich absolut möglich, dass er den Assula-Zauber gewirkt hat, verfügt er doch über Glasmagie. Ein wenig. Aber unter den Umständen muss man natürlich davon ausgehen, dass sich Nicholas und Zephir miteinander verschwört haben und die Susurrs

mit vereinten Kräften vor jedem beschützen, der das Ritual der gläsernen Murmel auf sie anwenden könnte – etwas, von dem sie natürlich gar nichts wissen und auch nicht wissen können.“

„Die Rhynchs stammen aus Eone“, sagte Ornis, sobald Buchenthal geendet hatte. „Wir sind nicht für Eone zuständig.“

„Natürlich nicht. Ihr kommt ja schon mit Dominien nicht klar.“

„Rat Buchenthal!“, rief ihn der König erneut zur Ordnung, wobei sich seine Hände um die goldene Kugel verkrampften. „Noch ein Kommentar dieser Art und ich verweise Euch der Sitzung.“

„Wer braucht schon den Rat für Theoretische Energiewissenschaften in einer Angelegenheit, die sich auf die Theoretische Energiewissenschaften stützen muss, weil die Spionage versagt hat?“, fragte Buchenthal mit einer hochgezogenen Augenbraue spöttisch.

„Ich denke, wir alle sind uns bewusst, dass der Spionageweig überholt werden muss“, schaltete sich ein weiteres Ratsmitglied ein, eine leicht dickliche Frau mit einem kantig wirkenden Gesicht. „Draußen wartet allerdings noch Murmlerin Ermira, die vor uns vor zehn Minuten hätte sprechen sollen.“

„Lassen wir sie zu Wort kommen“, stimmte der König zu. Der Nebel, der nur auf der Ebene zu sehen war, auf der es keine Körper gab, ließ einen kleinen Tentakel zur Nebel der Wache gleiten.

In dem von Gold beleuchteten Zimmer richtete sich einer der vier Wächter auf und wirkte einen Zauber, woraufhin sich einer der Türflügel öffnete. Zeitgleich verkündete der Sylph: „Murmlerin Ermira!“

Die nervöse Sylphe schien sich nur schwer davon abhalten zu können, ertappt zusammenzufahren, bevor sie nach einem kurzen Blick in den Thronsaal ebendiesen betrat. Hinter ihr schlossen sich die

Türflügel und die aufmerksame Stille, die bereits Achatius' Ausführungen untermalt hatte, legte sich über die Ratsmitglieder.

Nach einer entsprechenden Aufforderung unsicher beginnend erzählte die Sylphe von einem Tag, an dem sie eine neue Murmel angenommen hatte, und von einem anderen, an dem sie sich zuerst in diejenige vertieft hatte, die sie zuvor bekommen hatte. Sie berichtete davon, wie sie aus der Beobachtung gerissen wurde, als ihre Schutzzauber sie alarmierten, und wie sie die neue Murmel zerstört in ihrer Schatulle auffand. Sie endete damit, wie sie Rat Achatius informierte, dem Vertreter der Murmler im Spionagerat, und wie sie keine Sekunde lang die zweite Murmel observierte, da sie diese nur wenige Stunden besaß.

Wenige Minuten, nachdem die Sylphe den Thronsaal mit den blutenden Marmorwänden betreten hatte, verließ sie ihn und wurde von der fünften Wache durch den weitläufigen Palast nach draußen geführt. Ihr Weg führte an Ornamenten, Teppichen und anderem Zierrat vorbei, in dem zwischen den unzähligen Schnörkeln Schutzzauber geflochten waren, von denen sie keinen einzigen bemerkte.

Die Kälte hatte die Außenwelt fest im Griff. Den Mantel rasch zuknöpfend verabschiedete sich die Sylphe von ihrem Palastführer. Ihr Atem kondensierte, kaum dass er ihren Körper verlassen hatte, und hing ebenso weiß in der Luft wie der Frost, der die Pflaster des Platzes überzog und die kahlen Äste der Bäume und Sträucher bedeckte, die entlang der Straßen und auf den Häusern gepflanzt worden waren. Nur wenige dunkelgrüne Blätter frostresistenter Exemplare durchbrachen das eintönige Bild der weiß-beigen Wände, der weiß-braunen Äste und des weiß-grauen Pflasters, beleuchtet von der Vormittagssonne, die vom klaren Winterhimmel herabschien.

&lt;-&gt; &lt;-&gt; &lt;-&gt;

Leuchtend grün wie das Wasser eines Gebirgssees hob sich an einer anderen Stelle in Folium das schmalblättrige Laub eines Baums gegen das vom Schnee teilweise bedeckte Fenster ab, hinter dem das Licht eines Kaminfeuers dem in Rotbraun gehaltenen Zimmer einen warmen Ton gab.

Ein imposanter, runder Tisch stand in dessen Zentrum. Er war beladen mit zwei leeren Tellern und mehreren Töpfen, die auf eisernen Gittern ruhten, um das Holz nicht anzubrennen. Sich gegenüber saßen zwei Sylphen, die beide gut gekleidet waren und von denen einer sich aus den Töpfen bediente, während der andere wartete.

Sobald der Gastgeber sichergestellt hatte, dass sein Gegenüber mit seinem Mittagessen zufrieden war, nahm er sich selbst etwas. Das Klappern des Bestecks wurde untermalt von dem Knistern aus dem Kamin, während Kartoffeln und Blattsalat auf den Teller gelegt wurden.

Erst als beide Sylphen gefüllte Teller vor sich hatten, nahmen sie das Besteck in die Hand und begannen zu essen. Der viele Stoff im Raum, der sich durch eine Fülle von stilvoll aufeinander abgestimmten Teppichen, Wandbehängen und Kissenbezügen äußerte, dämpfte die Geräusche ab. Einige Minuten schwiegen die beiden, bis ihr größter Hunger gestillt war.

Der Gastgeber legte seinen Kopf leicht schief und sah sein Gegenüber lächelnd an. „Wie geht es deinem Bruder?“

Der Angesprochene, ein schmal gebauter Mann mit dunkelbraunen Zottelhaaren, schien kurz zu überlegen, ehe er antwortete: „Soweit ganz gut. Er hat uns vor einigen Tagen einen Brief geschickt. Es stand viel Zeug drinnen, das niemanden wirklich interessiert hat – du weißt ja, wie er ist. Die kleinen, unwichtigen Details aufblasen, als gäbe es

kein Morgen, und die wichtigen oder interessanten Sachen in einem Nebensatz abhandeln.“

Der Sylph verdrehte die Augen, während er sich eine weitere Gabel voll in den Mund schob. „Jedenfalls wird er zurückkommen, wenn der Sommer vor der Tür steht. Keine Ahnung, was er dann machen will.“

Der Gastgeber wurde interessiert beäugt. „Er hat aber in einem seiner Nebensätze erwähnt, er habe dich an einen gewissen Erran vermittelt.“

„Oh ja, hat er“, stimmte der Blondhaarige in einem lockeren Tonfall zu. „Wenn *vermittelt* es auch nicht wirklich trifft. Er hat ihm gesagt, dass ich Interesse habe, und mir gesagt, dass er ihm gesagt hat, dass ich Interesse hätte.“

„Ich bin mir ziemlich sicher, das ist die landläufige Definition von *vermitteln* in diesem Kontext“, seufzte der Sylph mit den schmalen Schultern.

„Landläufig, vielleicht, aber meines Wissens nach sind wir in einer Stadt. Nicht nur meines Wissens nach, sondern auch dessen von allen anderen, die ich bisher gefragt habe. Man erkennt es an den Vögeln.“

Zwei Augenbrauen erhoben sich in die höheren Gefilde der Stirn. „An den Vögeln.“

„Ja. Wenn du Tauben siehst, ist ein Haus nicht weit. Es gibt natürlich auch Häuser ohne Tauben, aber wenn du sehr viele von diesen Viechern siehst, wirst du wissen, wohin du gehen musst, um zur nächsten Stadt zu gelangen. Krähen hingegen führen dich zielsicher zum nächsten Feld. Oder zum nächsten Waldgebiet. Kommt auf die Krähe drauf an.“

„Noch nie von gehört“, stellte der Gast trocken fest. „Worauf ich eigentlich hinauswollte: Du hast dich mit Erran verabredet?“

„Nicht verabredet, ich werde mich mit ihm treffen“, korrigierte der Blondhaarige und hob eine Braue. „Weißt du, *verabreden* gefällt mir

nicht. Ich mag das Wort nicht. Es hat einen ... verpflichtenden Beigeschmack mit einer Nuance von Liebe.“

Wäre es ihnen möglich gewesen, die Brauen seines Gegenübers wären zum Haaransatz ausgewandert. „Wieso da...“ Der Sylph unterbrach sich und schüttelte den Kopf, als wollte er sich sagen, dass es die Nachfrage nicht wert wäre. „Bei dir?“

„Luft. Ein wenig Wasser und ein Teil des Tisches. Und dieses Ding hier.“ Der Gastgeber spießte mit seiner Gabel einen Teil des Salates auf, der sich als getrocknete Tomatenhaut herausstellte. „Ich weiß aber nicht, was *das* hier zu suchen hat.“

„Nicht doch“, seufzte sein Gegenüber. „Ich meinte, ob Erran zu dir kommt oder ob ihr euch irgendwo anders trifft.“

„Dann sag das das nächste Mal gleich.“ Das leise Klatschen, das ertönte, als die Tomatenhaut auf den Tellerrand traf, spiegelte den angewiderten Gesichtsausdruck des Sylphen wider. „Aber ja, er kommt hierher. Du weißt ja, ich mag es nicht, für solche Anlässe extra außerhalb essen zu gehen oder einen Raum zu mieten für ein simples Gespräch.“

„Es geht um eine Menge Geld“, warf der Gast ein. „Das würde ich nicht ein simples Gespräch nennen.“

„Aber das Gesprächsthema ist doch nicht das, was ein Gespräch komplex macht“, stellte der Sylph in einem Tonfall klar, der betonte, für wie offensichtlich er diese Tatsache hielt. „Ich kann mich mit dir über das Wetter unterhalten und dabei mehrere Metaebenen, Argumentationstypen und Absichten verfolgen, und das alles könnte lediglich dazu dienen, dich davon zu überzeugen, dass wir Plusgrade haben.“

Ein kurzer Blick streifte das teils vom Schnee bedeckte Fenster. „Aha.“



„Jaha. Ein Gespräch über viel Geld lässt sich natürlich auch so ausführen, aber es ist ebenso möglich, dass es im Stile von *ich brauche Geld, ich habe welches, super, gib mir davon was* und *klar, ich bin ja ein netter Sylph* abläuft. Was ich“, fügte er beiläufig hinzu, „annehme.“

„Du glaubst, die Universität wird sich so wenig Mühe dafür geben, dich von einer Spende zu überzeugen?“

„Oh, das glaube ich nicht“, protestierte der Gastgeber, „aber ich weiß, dass ich ihnen das Geld geben werde, wenn sie auch nur so tun, als ob sie sich darum bemühen würden.“

„Ja – wieso eigentlich, wenn wir schon dabei sind?“ Ebenfalls eine in Essig eingelegte Tomatenhaut entdeckend verzog der Gast das Gesicht. „Die sind wirklich eklig.“

„Sie sind noch ekliger, wenn du draufbeißt“, versprach der Sylph, der ihm einen wohlwollenden Blick schenkte. „Und zur Spende kennst du meine Einstellung. Ich habe mich genug über die Universität informiert. Sie braucht das Geld, ich habe es.“

„Und was brauchst du? Das du als Gegenleistung bekommst, meine ich“, fragte der Gast, während er die Tomatenhaut ebenfalls an den Rand seines Tellers beförderte. „Das Ansehen deiner Eltern?“

„Das hat doch nichts mit ihnen zu tun“, erwiderte der Blondhaarige. „Ihnen ist es gleich, für was ich mein Geld ausbe.“

„Sicher?“, vergewisserte sich der Freund. „Alle deine Geschwister haben schon für eine Bildungseinrichtung gespendet – und zwar nicht zu knapp. Du glaubst wirklich, dass sie nicht erwarten, dass du auch etwas hergibst?“

„Meine Geschwister hatten eigene Beweggründe“, erwiderte der Gastgeber. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Die meisten zumindest.“

„Das ändert aber nichts daran, dass deine Eltern es jetzt von dir erwarten.“ Der Gast lehnte sich auf seinem Sessel zurück, während er

eine Braue hob. „Du bist der einzige in der gesamten Familie, der sich noch ziert.“

„Weil es viel zu bedenken gibt“, stellte der Sylph klar. „Im Gegensatz zu meinen Geschwistern und meiner restlichen Familie spende ich nicht aus einer Laune heraus. Das ist sehr ineffizient, wenn man bedenkt, was dasselbe Geld an anderer Stelle hätte leisten können.“

„Oh, und die Medizinische in Kourwk ist in einem so schlechten Zustand, dass sie den Mitleidspreis gewonnen hat?“

Nun war es am Gastgeber, eine Braue zu heben. „Mitleid? Darum geht es hier nicht.“

„Offenkundig. Die haben im Gegensatz zu einigen anderen Universitäten immerhin einen starken Lehrkörper und ein vor kurzem saniertes Gebäude. Und einen Haufen teurer Gerätschaften haben sie auch noch. Und eine gute Reputation. Was willst du da eigentlich noch helfen?“

Der Freund machte eine weit ausholende Handbewegung. „Die Uni, an der ich studiert habe, die in Zhulun, hatte Fenster, die von irgendwelchen Idioten eingeschlagen worden waren. Und du *kennst* die Winter im Norden. So musste ich studieren!“

„Die Fenster sind inzwischen doch längst repariert“, winkte der Gastgeber ab. „Und es sind nur Fenster. Universitäten in einem solch erbärmlichen Zustand finden leicht Sylphen mit zu viel Geld, die sich ihr Ansehen etwas aufbessern wollen.“

„Und *das* ist dein Grund, lieber einer normalen, guten Universität Geld für etwas zu geben, das ... Wofür gibst du ihr eigentlich Geld?“

„Jetzt hast du endlich die wichtige Frage gestellt“, bemerkte der Sylph und hob eine Hand, um seine Aussage zu untermalen. „Ich spende dort, wo mein Geld am meisten etwas nutzt. Die Universität von Kourwk ist in einem guten Zustand und sie bringt jedes Jahr neue Absolventen hervor, die im ganzen Nordwesten gute Arbeit leisten.“

Was aber noch viel wichtiger ist: Sie ist eine der Universitäten mit den interessantesten Forschungsprojekten. Natürlich“, der Gastgeber lehnte sich etwas zurück, „sind diese Forschungen nicht sehr profitabel, sonst würde sich schneller ein Investor finden. Es gibt zwar Vermutungen und Hypothesen, dass die Ziele der Forschung letztlich zu großen Leistungen verhelfen können, aber wer möchte schon in Kieselsteine investieren, wenn man einen Berg kaufen kann?“

„Wenn die Kieselsteine genauso teuer sind wie der Berg, würde ich sie auch nicht kaufen“, stellte der Gast trocken fest.

„Genau deswegen werde ich sie bezahlen“, triumphierte der Sylph und lächelte sein Gegenüber an. „Damit jemand anderer die ganzen Berge dort draußen kauft, aber das eigentlich Wichtige nicht vergessen wird: die Vorarbeit.“

Mit dieser Erklärung sichtlich zufrieden nippte der Sylph an seinem Getränk, während sein Gegenüber schwieg. Das Prasseln des Feuers wurde präsenter und dominierte den Raum, bis der Gast erneut die Stimme erhob.

„Wie geht es Thyra?“

Der Gastgeber lächelte, sobald er den Namen hörte. „Sehr gut, sehr gut“, antwortete er gut gelaunt. „Sie hat nur gerade viel zu tun. Einer ihrer Aufträge dürfte eine Menge Wirbel ausgelöst haben, deswegen muss sie den Verantwortlichen immer wieder Rede und Antwort stehen.“

„Welcher Auftrag denn?“, fragte der Gast interessiert nach.

Sein Gegenüber zuckte nur mit den Schultern. „Das durfte sie mir nicht sagen. Der Hohe Rat möchte es geheim halten.“

„Der *Hohe Rat*?“ Erneut bereiteten sich die Augenbrauen des schmalschultrigen Mannes auf eine Hochgebirgswanderung vor. „Was hat sie denn angestellt?“

„Nichts“, antwortete der Blondhaarige zuversichtlich. „Es gibt nur ein großes Drama rundherum und da sie direkt beim Geschehen war, muss sie ihre Geschichte wieder und wieder erzählen, damit die Räte wissen, was sie zu tun haben.“

„Kein Wunder, dass sie da nichts sagen darf“, stellte der Gast trocken fest. „Dazu stand nichts in den Zeitungen. Sieht so aus, als ob sich ein Skandal anbahnen würde.“

Der Gastgeber sah zum Feuer, das nach wie vor vor sich hin knisterte, und nickte bedächtig. „Wahrscheinlich. Wir werden es früh genug erfahren.“

## III. Kapitel

Keanu ließ seinen Blick über das Esszimmer gleiten.

Es handelte sich um einen größeren Raum, der auf der einen Breitseite mit hohen Fenstern, auf der anderen Breitseite mit einer Tür versehen war. In der Mitte stand ein rechteckiger Tisch. Bei seinem Anblick erinnerte sich Keanu flüchtig daran, dass Leopold früher am Kopfende gesessen hatte – heute hingegen saß er links von Keanu, wo er auch hingehörte. Ihm gegenüber saß der jüngere Zwilling, neben dem sein älteres Gegenstück Platz nehmen würde.

Wenn sich diese nicht gerade ans Fußende des Tisches setzte. Sie hatte erklärt, dass das nicht daran lag, dass sie auf Keanu sauer wäre oder etwas Ähnliches, sondern mehr daran, dass sie keinen Fisch riechen und keine Eier sehen wollte.

*Sie isoliert sich*, dachte Keanu leicht resignierend. Heute war ein besonderer Tag – der fünfzehnte Geburtstag der Zwillinge würde gleich gefeiert werden. Dementsprechende Anweisungen hatte das Personal erhalten. Die beiden bekamen ihre Lieblingsgerichte, die übrigen Anwesenden konnten sich eines aussuchen. Fisch war nicht unter der Auswahl, denn Nasrin konnte ihn zwar leiden, liebte ihn aber nicht.

Das fand Keanu schade. Er liebte den Fisch aus dem See – mochte das Vorurteil gegenüber dieser Nahrung noch so groß sein.

Seine Gedanken kehrten ab von dem Essen und kreisten um die Umstände, unter denen dieses stattfinden würde. Die Familie der Susurrs würde heute vollständig anwesend sein, was ihn nicht hätte überraschen dürfen, es aber dennoch getan hatte. Shenoa hatte ihm vor einigen Tagen geschrieben, dass sie kommen würde, während Leopold trotz seiner Vorliebe für Briefe die Geburtstage seiner Verwandten nicht vergessen hatte. Keanu hatte sich diesbezüglich versichert.

Der ehemalige Familienherr würde ausnahmsweise zusammen mit ihnen essen. Es war nicht so, dass er sie absichtlich mied, aber in letzter Zeit ließ er sich das Essen lieber in die Bibliothek oder auf sein Zimmer bringen, oder er aß zu anderen Zeiten als Gwyneira, Nasrin und Keanu.

Keiner von den dreien hatte großartig etwas einzuwenden – es sei denn, sie hatten Geburtstag. Shenoa würde kommen, Leopold, und die Geschwister. *Damit wäre die Familie dann wohl komplett*, dachte Keanu und konnte nicht verhindern, dass seine Gedanken einen zynischen Beigeschmack hatten.

Um sich Erfreulicherem zuzuwenden, dachte er an das Erstbeste, das ihm diese Bezeichnung zu verdienen schien: An das Mädchen, das er sich für seine Heirat ausgesucht hatte. Sie kam aus einer Familie, die nahe der eonischen Grenze lebte, allerdings weiter im Osten. Dort gab es, durch verschiedene geographische Eigenheiten geschaffen, ein trockenes und heißes Klima inmitten der gemäßigten Klimazone. Ihre Eltern hatten einen Safranbetrieb und verdienten viel Geld mit dem Verkauf des Gewürzes.

Keanu liebte es zwar nicht, aber er konnte es weiterverkaufen. Die Eltern hatten andeuten lassen, dass er vierzig Prozent billiger bei ihnen einkaufen konnte, wenn er ihre Tochter heiratete. Und Safran war teuer – es hatte einen ähnlich hohen Wert wie Gold, das für Keanu deutlich wichtiger war, aber er kannte einige Familien des niederen Adels, denen er den Safran verkaufen könnte – leicht unter dem Preis, zu dem er von der eigentlichen Familie gekauft werden könnte, und nur in geringen Mengen.

Wer weiß, vielleicht schmeckte Safran ihm doch noch ganz gut.

Zwar hatte er die Eltern formell nicht um Erlaubnis gefragt und ihnen noch kein Angebot für die Mitgift gemacht, aber er hatte vor, das Mädchen pünktlich zum Sonnenwendball zu fragen. Das hieß, dass er

mehr als zwei Monate Zeit hatte, um die Eltern zu informieren. Beziehungsweise zu fragen.

Keanu atmete tief ein und sah zu dem Tisch. Großartig dekoriert war er nicht, aber die Servietten waren aufwendiger gefaltet, die Teller schöner verziert und das Besteck war aus Silber. Der Raum war mit roten und grünen Girlanden verziert – wieso diese beiden Farben, wusste Keanu nicht, aber darüber wollte er sich mit den Bediensteten nicht streiten.

Er hatte sich eleganter angezogen als sonst, aber erfahrungsgemäß legten die Zwillinge kaum einen Wert darauf. Sie würden ein Kleid anziehen, das etwas über dem täglichen Niveau lag, und damit würden sie zufrieden sein.

Keanu warf einen Blick auf die Taschenuhr, die er bei sich trug. Er hatte sie angefertigt, bevor er zum Silvesterball eines wichtigen Handelspartners aufgebrochen war. Sie bestand aus Eisen und war kaum verziert – sie war eines seiner schlichtesten Werke, neben der Speerspitze, die er noch immer aufbewahrte – zumindest auf den ersten Blick. Leise konnte er die Zauber wispern hören, die er hatte spinnen müssen, um das Eisen am Rosten zu hindern, und gerne lauschte er diesem Zeugnis seiner Kunstfertigkeit.

Der Gedanke führte ihn unweigerlich zu der Veränderung im Schmiedezimmer, die er vor kaum einer halben Stunde vorgenommen hatte, und da sich die restlichen Familienmitglieder noch Zeit zu lassen schienen, ließ er seine Gedanken ungehindert schweifen. Die Veränderung betraf den Namen, der ihn im Stammbaum der Metallflüsterer vertrat.

Früher hatte ihn Kupfer fasziniert; er hatte viele Werke daraus erschaffen und auch seine Verewigung auf der Metallplatte entsprechend gestaltet. Doch seit er diese Eisenspitze geformt hatte, hatte sich sein Interesse gewandelt.

Er hatte das Kupfer ohne Probleme von der Platte lösen können und es stattdessen durch Eisen ersetzt. Schlicht, ohne Verzierungen, ohne Krakeleien oder ausschweifenden Buchstaben. Keine verlängerten K-Striche oder geschwungene S-Striche.

Eisen. Schlicht. Auf das Wesentliche beschränkt und dadurch einzigartig und gefährlich. Zumindest war das seine Interpretation. Vermutlich würde der nächste Metallflüsterer der Susurrs – vielleicht eines *seiner* Kinder – das anders sehen.

Der Gedanke, dass der nächste Metallflüsterer sein Sohn oder seine Tochter sein könnte, ließ sein Herz schneller schlagen. Vor einem Monat hätte es ihn kaum interessiert, denn vor einem Monat hatte er sich noch nicht auf ein Mädchen festgelegt. Wenn er sich recht erinnerte, dann hatte er zwei in der näheren Auswahl gehabt, und eines von ihnen stammte aus der Safran-Familie, wie er sie in Gedanken nannte.

Doch jetzt, da er eine Frau ausgesucht hatte – der erste Schritt zur Gründung einer Familie –, war der Gedanke an eigene Kinder nicht mehr so fern, wie er es zuletzt zu sein gewesen schien. Er musste die Familie um Erlaubnis fragen – aber sie würden zustimmen, selbst wenn er für jedes männliche Mitglied ein Schwert oder einen Degen und für jedes weibliche Mitglied Ohringe oder Ketten schmieden musste – dann würde er das Mädchen zum Sonnenwendball fragen – sie würde Ja sagen, immerhin umwarb sie ihn – und dann würden sie heiraten. Wie schnell, wusste er nicht. Innerhalb des nächsten Jahres sicher.

Und nach der Heirat waren die Kinder nicht mehr fern.

Wahrscheinlich würde er in den nächsten zwei oder drei Jahren sein erstes Kind haben. Der Gedanke trat eine Lawine aus Gefühlen los, darunter nicht nur Vorfreude, sondern auch Ungewissheit. *Aber gerade ich sollte das nicht spüren*, dachte er und blinzelte, um in das Hier und Jetzt zurückzukehren. *Immerhin bin ich sechzehn und habe*



*die Familie seit drei Monaten gut geleitet. Ich bin sechzehn, verdammt! Da wird etwas, das wahrscheinlich erst in zwei oder drei Jahren passieren wird, mich nicht jetzt schon unterkriegen!*

Keanu hörte Schritte, die ihm das erlösende Signal gaben, dass er sich nicht länger mit seiner näheren und fernen Zukunft beschäftigen musste, um sich zu unterhalten, und wandte sich zur Tür um. Sie stand offen und wartete darauf, dass jemand durch sie hindurchschritt. Nur Sekunden, nachdem er seinen Blick auf sie gerichtet hatte, wurde ihr dieser Wunsch erfüllt.

Leopold betrat das Esszimmer und warf einen kurzen Blick zum prunkvolleren Geschirr, ehe er sich Keanu zuwandte und ihn mit einem knappen Nicken begrüßte.

„Wie geht’s?“

„Gut“, antwortete Keanu in einem Anfall spontaner Kreativität.

„Alles gut mit den Finanzen?“

„Alles bestens. Wie steht es um die Briefe?“

„Es wird schon. Aber wir haben noch immer viel Arbeit vor uns.“

Keanu nickte. Seit sein Onkel sich für das Katalogisieren von Briefen begeistert hatte, hatte der neue Familienherr freie Bahn. Ihm waren die Briefe herzlich egal. Solange sein Onkel beschäftigt war, war Keanu zufrieden – Leopold verstand es nicht gut, sich auf mehr als eine Sache gleichzeitig zu konzentrieren.

Dieser marschierte zwar zu seinem Platz, setzte sich jedoch nicht. Es dauerte noch einige Minuten, ehe Nasrin und Gwyneira eintrafen. Unruhig ließ Keanu seinen Blick an den beiden vorbei in den Flur schweifen, doch von der letzten Person war nichts zu sehen. „Wo ist Shenoa?“, wandte er sich irritiert an die Zwillinge.

„Keine Ahnung“, sagte Nasrin und setzte sich auf ihren Platz.

„Ich hab‘ sie schon gesehen“, meinte Gwyneira und tat es ihrer Schwester gleich. Die beiden Männer folgten dem Beispiel der

Geschwister und einige Sekunden schwiegen sie, dann fragte Keanu verwirrt: „Sollen wir jetzt schon anfangen oder noch auf Shenoa warten?“

„Warum sollten wir auf sie warten?“, entgegnete Nasrin. „Sie weiß, wo wir sind. Es ist Mittag. Ich hab‘ Hunger. Können wir jetzt mal anfangen?“

*Gelobt sei derjenige, der sie heiraten möchte, obwohl er sie bereits einige Tage lang kennt*, dachte Keanu und nickte einem Kellner zu, der in der Tür zur Küche gewartet hatte. Zu *einer* Küche. Sie hatten im gesamten Schloss verteilt mindestens vier, zwei davon wurden benutzt.

Der Kellner ging daraufhin zu den Köchen und kam wenig später mit zwei vollbeladenen Tellern zurück. Er stellte sie vor Gwyneira und Nasrin hin, die warteten, bis alle anderen ebenfalls ihr Gericht hatten. Sobald das der Fall war, wartete keiner der beiden darauf, dass der Familienherr das Essen eröffnete, aber Keanu ließ ihnen diese Unhöflichkeit ohne Kommentar durchgehen und schloss sich ihnen an.

Sie aßen schweigend. Jeder Versuch, ein Gespräch anzufangen, wäre sinnlos gewesen. Nasrin hätte über Riesenkürbisse, Efeu und winterharte Pflanzen gesprochen; Gwyneira hätte mit ein- bis dreisilbigen Wörtern geantwortet; Leopold hätte über Briefe, Kataloge und Systeme philosophiert und Keanu über Nichtigkeiten, von denen ihm keine einzige einfallen wollte, weswegen er einhundert Mal „äh“ und „ähm“ gesagt hätte.

So hatte jeder seine Ruhe. Nach zwanzig Minuten waren sie nicht nur mit der Hauptspeise, sondern auch mit dem Salat und dem Nachtschiff fertig. Leopold und Keanu tranken Wein, die Zwillinge Traubensaft. Keine von ihnen schien sich so richtig begeistern zu können.

Keanu setzte sein geleertes Glas ab und sah zum Fußende des Tisches. Gwyneira hatte sich heute neben Nasrin gesetzt, da ihr Stammplatz von Geschenken in Anspruch genommen worden war. Der neue und ehemalige Familienherr hatten jeweils eines für jeden Zwilling besorgt, sodass vier Geschenke dalagen, eingepackt in Papier. In Leopolds Fall dürfte es bereits längere Zeit herumgelegen sein, denn es war nicht nur zerknittert, sondern hatte auch einen leicht gelblichen Farbton und roch muffig. Keanus Geschenke waren in einen kleinen Karton gepackt worden, den er säuberlich mit bemaltem Papier umwickelt hatte.

Die Motive waren verschieden, sodass jeder leicht erkennen konnte, wem welches Geschenk gehörte. Besonders kreativ war er bei Nasrin gewesen, dessen Karton von einem Muster aus Blättern geprägt war, wohingegen Gwyneiras Geschenk seine Empfängerin mit der Herzens- und Bildwärme zugefrorener Seen erwartete.

Als Leopolds Teller von einem Kellner weggetragen wurde, steigerte sich Keanus Unruhe noch. Shenoa hätte schon längst da sein müssen – wo blieb seine Mutter nur? Sie hatte doch sonst nie die Geburtstage ihrer Kinder verpasst! Als er die Zwillinge ansah, glättete er seine Stirn und kaschierte seine langsam in Unmut umschlagende Irritation mit einem Lächeln. „Nun, da Mama sich offenbar verspätet, könnt ihr schon mal mit den Geschenken anfangen.“

Nasrin nickte zustimmend und ging zum Fußende des Tisches, wo sie sich zuerst Keanus Geschenk vornahm. Ihre Schwester blieb noch einige Zeit gedankenverloren sitzen, ehe sie es Nasrin gleichtat. Ein wenig geschockt, aber nicht überrascht davon, wie wild Nasrin mit dem Papier umging – er hatte einen Auftrag vergeben müssen, das Papier und die Tinte bezahlen müssen, und dann hatte er den Künstler bezahlen müssen; dass all das von ihr jedes Jahr aufs Neue hartnäckig ignoriert wurde, hatte ihn bisher aber nicht davon überzeugen können,

es sein zu lassen –, beobachtete er, wie sie die dünne Verpackungsschicht zerriss.

Darunter zum Vorschein kam mattbrauner Karton, den sie ebenso sorglos zerfetzte. Keanu beobachtete, wie sie eine Kugel aus Bronze aus dem Karton nahm und sie interessiert betrachtete. Er hatte sie selbst gemacht – sie hatte ebenfalls ein Weinblattmotiv, die sie komplett bedeckte, und entlang dem, was bei einem Globus ein Äquator gewesen wäre, hatte er Nasrins Namen geschrieben.

Diese fand den kleinen Hebel, der unter dem Schriftzug angebracht war, und drückte ihn. Die obere Hälfte der Sphäre ging auf und Keanu stellte sich vor, was sie sah: In die untere Hälfte hatte er einige Samen gelegt, die er von demselben Mann gekauft hatte, der die Riesen Kürbissamen im Angebot gehabt hatte – nur dieses Mal waren es andere Samen, von denen der Mann behauptet hatte, dass die Pflanzen schön und teilweise selten seien. Keanu hatte sich auf sein Wort verlassen müssen, da er sich nicht mit Botanik auskannte – und wenn er angelogen worden war, dann hatte er umsonst nicht allzu wenig Geld aus dem Fenster geschmissen.

Doch Nasrin schien erst einmal erfreut zu sein. Sie sah Keanu, überrascht darüber, dass er etwas zu ihr Passendes besorgt hatte, an und er lächelte. „Alles Gute zum Geburtstag, Nasrin.“

„Danke“, sagte sie knapp und wandte sich Leopolds Geschenk zu. Gwyneira hatte ihr Geschenk von ihm bereits ausgepackt – es war ein Tintenfass mit roter Tinte und eine neue Schreibfeder. Sie war allerdings, zu Keanus mäßiger Überraschung, nicht rot, sondern schien braun zu sein – zumindest größtenteils. Ein schwer zu beschreibendes Muster von weißen Ansätzen, dunkelbraunen Ausläufern und hellbraunen Stichen zeugten von einem interessant zu betrachtenden Vogel, der bedauerlicherweise nicht anwesend war.

Die Feder war insgesamt klein, höchstens fünfzehn Zentimeter lang, aber für Gwyneiras Hand groß genug. Diese betrachtete die Feder einige Zeit regungslos, ehe sie sagte: „Danke, Leopold ... woher hast du die denn?“

„Ich habe sie nahe dem Seeufer gefunden, bei dem der kleine Hafen ist“, antwortete ihr Onkel und sah zu Nasrin, die ebenfalls ihr Geschenk ausgepackt hatte. Es handelte sich dabei um dunkelgrüne Tinte und eine weiße Feder, die offenkundig von einem Schwan stammte. „Deine hab‘ ich gekauft, Nasrin.“

„Oh, ja. Danke.“

„Kein Problem.“

„Und danke für die Tinte.“

„Naja, eine Schreibfeder ohne Tinte bringt nicht viel.“

„Das ist wahr.“

Leopold nickte zufrieden. Keanu sah zu Gwyneira, die nun sein Geschenk öffnete. Sie ging zu seiner Zufriedenheit vorsichtiger als ihre Schwester vor und riss das Papier nur an wenigen Stellen auf, um an den Karton kommen zu können. Diesen öffnete sie annähernd so rücksichtslos wie Nasrin – offenbar mochte sie das Motiv oder sie wusste, dass bemaltes Papier, vor allem mit einem vom Kunden gewählten Motiv dieser Qualität, nicht billig war.

Sobald sie den Karton geöffnet hatte, holte sie ihr Geschenk heraus. Es bestand aus Weißgold, bei dem er sich hatte überwinden müssen, es nicht zu einem Verkaufsgegenstand zu verarbeiten, denn billig war es nicht gewesen, und formte eine Kette mit einer kleinen Ente an ihrem Ende. Keanu hatte sich Mühe gegeben, die Ente nicht nur im Detail, sondern auch farblich halbwegs realistisch darzustellen. Zwar war ihr Gefieder weiß, aber er hatte die blaue Feder, die jede Ente an der Seite aufwies, ebenfalls blau gefärbt.

Es hatte ihn fast einen Tag gekostet, herauszufinden, welches Metall er mit welchem Stoff verschmutzen musste, damit die Farbe halbwegs passte, aber er hatte das Ergebnis – und alle anderen, die er dazwischen herausbekommen hatte – aufgeschrieben und da es ihm überdies gelungen war, wollte er sich über den Wissenszuwachs nicht beklagen.

Die Ente hatte ihre Flügel gespreizt und schien wegfliegen zu wollen, die Füße waren eng an den Körper gepresst. Eine Ente im Abflug, wie sie oft am See beobachtet werden konnten. Zumindest zu einigen Jahreszeiten.

Gwyneira blickte nicht hoch, sagte aber: „Danke, Keanu.“

„Kein Problem.“

„Hast du sie selbst gemacht?“

„Ja. Deine Kugel auch, Nasrin“, ließ er den Zwilling wissen. Dieser hob zwar eine Braue, nickte aber.

„Sie sieht schön aus“, meinte Gwyneira und legte die Kette auf den Tisch.

„Leg sie doch nicht weg, Gwyni“, echauffierte sich Nasrin daraufhin. „Komm, ich helf dir, sie anzulegen.“

Die Angesprochene nickte, drehte sich mit dem Rücken zu Nasrin und hob ihre Haare. Ihre Schwester legte ihr die Kette um, schloss den kleinen Mechanismus hinter dem Hals und zog die Hände dann zurück. Gwyneira ließ ihre Haare fallen. Keanu hatte die Länge der Kette gut geschätzt – selbst, wenn Gwyneira ein Kleid ohne Ausschnitt trug, lugte der Kopf der Ente noch hervor.

„Sie steht dir“, meinte Nasrin und Keanu nickte bestätigend. Er setzte dazu an, etwas zu sagen, als er Schritte vom Gang her hörte und den Kopf hob. Leopold war schneller gewesen, denn als sein Neffe den Blick erst gehoben hatte, visierte der Ältere bereits angespannt die Tür an – als würde er etwas erwarten.

Irritiert überlegte Keanu, was der Grund dafür sein könnte, aber es wollte ihm keiner einfallen. Seine Schwestern drehten sich ebenfalls zur Tür um und er beschloss, sich über nichts den Kopf zu zerbrechen, das nur eine etwas schnellere Reaktion gewesen war.

Herzschläge später kam Shenoa in den Raum. Sie trug ein schwarzes Kleid, das ein wenig zu dunkel für ihren Farbtyp war, und die Stiefel, die sie nie gegen Damenschuhe umtauschen würde. Keanu folgte ihr mit Blicken. Sie hielt zwei kleine Geschenke in ihren Händen, die nur von grauem Papier umgeben waren, und legte sie vor den Zwillingen auf den Tisch.

„Alles Gute zum Geburtstag, ihr beiden“, meinte sie und ging zu einem Sessel, um sich zu setzen.

Keanu bemerkte etwas aus den Augenwinkeln und starrte seine Mutter an, selbst noch, als sie sich gesetzt hatte und das Objekt seiner Fassungslosigkeit nicht mehr zu sehen war. *Vielleicht habe ich es mir nur eingebildet*, versuchte er sich zu beruhigen.

Gleich darauf kamen ihm Zweifel. Hatte sie nicht gesagt, dass sie zu Silvester bei einem guten Freund sein wollte? Zu einem Fest bei einem Adligen hatte sie doch sicher gehen wollen ... sie hatte aber nicht seinen Namen gesagt. Und sie hatte gesagt, dass es Keanu nichts anging.

Und er hatte gedacht, dass es ihn was angehen könnte, wenn es zu einer bestimmten Situation kam. Zumindest nach sechzehn Jahren dann. Eigentlich mehr, immerhin war es nicht sofort da.

Das war der Grund, wieso er zweifelte. Vielleicht hatte sie zugenommen. Manche Leute setzten ihr Fett an komischen Stellen an. Er hatte einen Mann gesehen, der sein Fett an den Oberarmen zur Schau getragen hatte, ansonsten aber fast zu dünn wirkte.

Außerdem hatte sie zu Silvester bei diesem Herrn sein wollen. Das war erst sieben Tage her, das ging doch nicht. So schnell wurde das

nicht erkennbar. Selbst, wenn sie eine Woche vorher angekommen wäre, hätte die Zeit nicht ausgereicht. Zwei Wochen waren einfach zu kurz, um so etwas erkennbar machen zu können ...

„Ah ... danke, Mama“, hörte er Nasrin sagen und sah kurz zu den Zwillingen, als wären sie Phantome einer Welt, aus der er gerissen worden war. Die Geschwister hatten beide dasselbe Geschenk bekommen – eine rechteckige Holztafel, auf der ein Geysir abgebildet war. Zumindest glaubte er, dass es sich um einen Geysir handelte, denn aus der Entfernung konnte er nur raten.

„Naja, ich habe mir gedacht, dass ihr etwas von meinen Reisen bekommen solltet, wenn ich schon so lange weg war“, meinte Shenoa.

„Warum bist du zu spät gekommen?“, wollte Gwyneira wissen. „Ich hab‘ dich ja schon vorher gesehen.“

„Ja, aber ich habe noch mit dem Kutscher sprechen müssen. Es ging um die weiteren Termine ...“

„Du willst bald schon wieder verreisen?“, fragte Nasrin. Es hörte sich nicht gerade interessiert an. Mit einem wenig begeisterten Blick musterte sie die Schnitzerei.

„Nicht ganz so bald. Zwei Tage, denke ich, bleibe ich schon noch ...“

„Und wohin soll’s gehen?“, fragte Nasrin unbeirrt weiter. „Wieder in die Wasserberge?“ *Zu den Geysiren?*, war die unausgesprochene Frage, die Keanu in ihrem Gesicht lesen konnte. *Oder lieber zu den Wasserfällen?*

„Nein. Dieses Mal hatte ich einen Ausflug an der Südgrenze geplant.“

„Du meinst eine Reise.“

„Meine Güte, dann halt eine Reise.“

„Bereits ein bestimmtes Ziel vor Augen?“

„Noch nicht wirklich. Mal sehen.“



Nasrin nickte und sah kurz den Holzschnitt an, dann sah sie zu Gwyneira.

„Möchtest du essen?“, fragte Keanu, sich zusammenreißend.

„Ja.“

„Gut. Ähm. Es gibt ... zwei Gerichte zur Auswahl.“ Er brauchte einige Sekunden, ehe er seine Gedanken auf die Auflistung der Möglichkeiten konzentrieren konnte. Die Mühe hatte er sich aber umsonst gemacht, denn seine Mutter nickte bereits und wandte sich an einen Kellner, der von ihrer Ankunft aus der Küche geschreckt worden war. „Was Nasrin hatte“, verlangte sie. Der junge Mann deutete eine Verneigung an und eilte durch die Verbindungstür in die Küche, aus der noch immer der Geruch warmer Kartoffeln heraussickerte.

Shenoa ließ sich auf ihrem angestammten Platz nieder und streckte die Hand nach der Kugel aus, die Keanu Nasrin geschenkt hatte. Sie eingehend betrachtend fragte sie ihn: „Hast du das gemacht, Keanu?“ Ihr Ton lag zwischen Interesse und Nachdenklichkeit, und für einen kurzen Moment presste sie die Lippen aufeinander.

„Ja“, antwortete er und wusste nichts mit seinen Gefühlen anzufangen. Er konnte seine Mutter lediglich anstarren, die das bemerkt haben musste, es aber ignorierte und sich etwas aufrechter hinsetzte, als der Kellner mit dem Essen und einem Glas kam, in das er den guten Wein einschenkte, den auch die beiden Familienherren zu kosten bekommen hatten.

Sein Geschenk rollte zurück zu seiner Besitzerin, die es entgegennahm und es leicht mit den Fingern streichelte. Wäre Keanu nicht zu beschäftigt mit sich selbst gewesen, hätte er die Geste zu schätzen gewusst.

Als ob sie das Interesse verloren hätte, stand Nasrin ruckartig auf und verließ das Zimmer, gefolgt von ihrer Schwester. Shenoa

kommentierte das Verhalten nicht, aber Leopold atmete hörbar aus und er und Keanu blieben sitzen. Zumindest für einige Minuten.

Als Shenoa sich den zweiten Salatteller bringen ließ, stand der ehemalige Familienherr auf, wobei er ein Gesicht zog, als hätte man einem kleinen Kind sein Lieblingsspielzeug weggenommen. „Du wirst es mir verzeihen“, sagte er dumpf, „aber ich möchte heute noch mit ein paar Dingen fertig werden.“ Erneut kam Keanu nicht umhin zu erkennen, dass sein Onkel angespannt wirkte, als ob er etwas Großes erwarten würde, doch er war zu abgelenkt, um es sich erklären zu wollen.

„Natürlich, geh nur“, sagte Shenoa unbekümmert und aß weiter. Als sie sich sicher sein konnte, dass Leopold nicht mehr in Hörweite war, sah sie Keanu an und fragte zwischen zwei Bissen: „Briefe?“ Etwas Hämisches lag in diesem einen Wort.

Ihr Sohn nickte. Sie aß weiter. Als sie mit dem Salat fertig war, brauchte sie noch einmal einige Zeit für das Dessert, das sie sich auf der Zunge zergehen ließ. Zumindest dauerte es entsprechend lange.

Endlich hatte sie den Teller leergegessen und den Wein getrunken. Keanu stand auf, ehe der Kellner das Geschirr abgeräumt hatte, wobei seine Finger leicht zitterten. Dieses Mal wollte er sichergehen.

Auch Shenoa stand auf. Während sie den Sessel ordentlich zum Tisch schob, wie es sich für eine gut erzogene Person gehörte, erschien es Keanu, als wollte sie ihn bewusst auf die Folter spannen, ehe sie sich der Tür zuwandte. Keanu war schneller, holte ihren Vorsprung auf und sah sie schräg von der Seite her an.

„Mama!“, stöhnte er.

## IV. Kapitel

Schritte hallten über das Pflaster, Stimmen riefen in einiger Entfernung empört auf. Die Mittagssonne brannte auf die Seitengasse und schien sich im steinernen Boden verewigen zu wollen. Zwei Personen bogen um die Ecke und verhinderten das ehrgeizige Vorhaben, indem sie mit ihren Schatten den Boden schützten.

Ihnen schien diese Tatsache nicht bewusst zu sein, denn obwohl sie nach einigen weiteren Schritten innehielten und sich gegen die Hauswände lehnten, die die kühlen Nachttemperaturen mit letzter Halbherzigkeit abstrahlten, schien es sie nicht zu kümmern, dass sie einen wärmeren Boden zur Verfügung gehabt hätten. Stattdessen sahen sie sich an und keuchten einige Zeit, noch immer schwer atmend durch die soeben geglückte Flucht, ehe sie sich angrinsten.

„Idioten“, ließ einer der beiden jungen Männer verlauten, die ein Außenstehender als Brüder bezeichnet hätte. Beiden wiesen dasselbe dunkelbraune, gelockte Haar auf, hatten dieselbe flache Nase und dieselben kantigen Gesichter. Der eine hatte breitere Schultern als der andere und war größer, ansonsten glichen sie sich weitestgehend.

„Sowieso“, antwortete der Bruder, der kleiner war, und richtete sich auf. Er stieß sich schwungvoller von der Hauswand ab, als es nötig gewesen wäre, und atmete tief ein und aus. Der Größere tat es ihm gleich und zusammen folgten sie der Gasse, die einige Kurven hinlegte, denn die Häuser schienen nicht parallel angeordnet zu sein, sondern so, wie die Architekten sie sich gerade vorgestellt hatten, auch gebaut worden zu sein. Dieser Umstand würde zumindest die Risse erklären, die teilweise durch die gesamte Mauer reichten und auf der Innenseite von schwerem Mobiliar verschlossen waren, um Einbrüche zu verhindern.

Die beiden legten zwar ein zügiges Tempo an den Tag, doch sie wirkten nicht, als würden sie vor etwas davonlaufen. Vielmehr hielten sie auf etwas zu, das sie nach wenigen Minuten gefunden hatten – eine einzelne Tonne, in der sich Unrat sammelte, der durch den geschlossenen Deckel hindurch zu riechen war.

Der Größere hielt sich demonstrativ die Nase zu und kommentierte: „Die müssten wirklich mal den verdammten Mist ausleeren.“

„Und jetzt stell dir vor, wie das im Sommer riecht“, spottete der Kleinere und wandte sich zur gegenüberliegenden Wand, die von einer unscheinbaren Tür unterbrochen wurde. Das ehemals helle Holz war von Schmutz und der Witterung so abgetragen worden, dass es eher grau wirkte und sich damit perfekt in das Steinhaus einfügte, zu dem es gehörte.

Es gab keine Klingel und keine Blumenkästen bemühten sich darum, die Außenseite zu verschönern – in diesem Bezirk wären sie eine Seltenheit gewesen. Ohne anzuklopfen öffnete der kleinere Bruder die Tür und betrat den dahinterliegenden Raum, dicht gefolgt von dem größer gewachsenen Mann.

Dieser blinzelte in dem Dämmerlicht, von dem der Innenraum geprägt war. Lediglich durch die Tür drangen die Strahlen der Mittagssonne ungehindert ein; die Fenster waren mit ebenfalls verblichenen Vorhängen oder anderweitigen Stofffetzen verschlossen, sollten keine Vorhänge gefunden worden sein. Der Geruch einer drückenden, staubigen Hitze lag über allem, aber besonders über der Straße, von der aus er ins Haus geflüchtet war.

„Mach die Tür zu, Magnar“, wies der zuvor Eingetretene den größeren an und ging zum anderen Ende des Raums, der beinahe leer war. Lediglich ein kleiner Kasten stand in ihm, der mehr Höhe als Breite aufwies und so schief zusammengezimmert worden war, dass er lediglich als Kasten im weiteren Sinne aufgefasst werden konnte. Er

diente als Ablage für kleinere Gegenstände, wie beispielsweise den Balken, mit dem die Tür notverschlossen werden konnte.

Nicht dass das viel gegen ihre Feinde helfen würde, aber zumindest den Anschein wollten sie wahren.

Auf der linken Seite des nicht nur schiefen, sondern auch kleinen Raumes gab es eine Treppe, die ohne Geländer in den Keller führte. Einen höheren Stock hatte das Haus nicht, lediglich eine Klappleiter, die neben dem Kasten lehnte und die dazu genutzt werden konnte, auf das Dach zu klettern.

Magnar ließ die Tür ins Schloss fallen und folgte seinem Bruder, der sich ebendieser Treppe zugewendet hatte und in den Keller hinabstieg. Der Großgewachsene mochte das Haus nicht, ebenso wenig wie alle anderen Häuser in der Stadt oder die Stadt selbst. Er und sein Bruder hatten vor wenigen Monaten wesentlich besser gewohnt und sich ein schöneres Leben leisten können, aber die Magie war ihnen in den Weg gekommen. Genauer gesagt einige der Banden, die auf ihre Fähigkeiten aufmerksam geworden waren.

Seitdem mussten sie sich mit einem wesentlich einfacheren und spontaneren Lebensstil begnügen. Magnar versuchte, nicht zu viel darüber nachzudenken, doch seine Stimmung war unaufhaltsam gesunken. Entsprechend schlecht gelaunt folgte er seinem Bruder in den Keller und nickte dort angekommen seinen beiden anderen Freunden zu.

Diese hatten ein mageres Mittagessen auf einem Tuch ausgebreitet, zu dem sich die Geschwister setzten. Ein Junge, der wesentlich schlaksiger war als die beiden anderen Männer und einen jugendlicheren Eindruck machte, starrte missmutig auf den streng riechenden Käse und das Brot, das Magnar und Jonas am vorherigen Tag gekauft hatten. Die einzige weibliche Person im Raum war eine gute Freundin von Jonas gewesen, als sie geflohen waren.

„Ihr seid spät“, stellte sie fest. Ihren Blick hielt sie auf das Brot geheftet, das sie in den Händen hielt und langsam, als wäre es etwas unfassbar Kostbares, teilte.

„Problemchen lassen sich nicht vermeiden“, erwiderte Jonas leichthin.

„*Problemchen?*“ Sie blickte auf und sah die beiden scharf an. Ihre Haut hatte einen dunkleren Farbton als der der drei anderen. Er erinnerte Magnar an das dunkle Braun der Palmenstämme, die in dem Innengarten gewachsen waren, den er als Kind so gemocht hatte. „Was für *Problemchen?*“, verlangte sie zu wissen.

Das Brot wurde ruckartig zerrissen und der größere Teil auf das Tuch geschleudert. Jonas hob eine Braue. „Ruhig Blut, Ali“, sagte er amüsiert. „Kein Grund, so durch die Decke zu gehen.“

Sie sah ihn mit zusammengekniffenen Lippen an. Einige Sekunden wirkte es, als würde sie nichts erwidern, doch dann sagte sie: „Du bist ein Idiot.“

Die Belustigung wich aus Jonas' Gesicht. Magnar spürte, wie die Stimmung zu kippen drohte, und beschloss, rechtzeitig zu intervenieren. „Ähm ... Es ist draußen ziemlich warm, nicht wahr?“

Hilfesuchend wandte er sich zuerst an seinen Bruder, der nicht gewillt zu sein schien, auf diesen Kommentar einzugehen, und dann zu Robin, der während der Konversation geschwiegen hatte und nicht einmal seinen Blick erwiderte. Ein Schweigen, das dieselben Qualitäten hatte wie ein Zimmer, von dem man weiß, dass irgendwo in ihm ein Reißnagel nur darauf wartet, vom eigenen Fuß entdeckt zu werden, erfüllte den Keller.

„Du hast es versaut“, stellte Alizee bissig fest.

„Ich?“, fragte Magnar verwirrt, während Jonas zeitgleich antwortete: „Was denn schon wieder?“

„Das Versteck!“ Alizee ballte ihre rechte Hand zur Faust und entspannte sie gleich darauf wieder, als würde sie an ihr ihren Frust ablassen wollen.

„Wie denn?“, fragte der Angeklagte gereizt und nahm das Brot, das auf das Tuch gepfeffert worden war, und zerriss es in einem Ruck. Ohne darauf zu achten, dass die Brösel wie kleine Teiggeschosse den halben Raum bombardierten, warf er die eine Hälfte zurück. „Du weißt ja nicht mal, was passiert ist!“

„Oh, so schwer ist das nicht“, antwortete Alizee und riss erneut wütend ein Stück Brot ab, schob es sich jedoch nicht in den Mund. Magnar ergänzte in Gedanken ein *zu erraten*, verspürte jedoch nicht die geringste Lust, in den Streit einzugreifen. Er warf Robin einen Blick zu, der so viel ausdrücken sollte wie *ich hab's zumindest versucht*, doch dieser bemerkte nicht, dass er angesehen wurde. Als ob er nicht anwesend wäre, spielte er mit einer Ecke des Tuches herum und reagierte in keiner Weise auf die lauter als notwendig geäußerten Antworten.

„Immer gehen wir in ein Haus, immer klaust du von den Märkten ...“

„Ich klaue nicht, ich *kaufe*“, zischte Jonas wütend dazwischen. Magnar nickte halbherzig, unsicher, ob er seinen Bruder oder Alizee unterstützten sollte.

„... und immer schaffst du es, dich mit irgendeinem Alphaidioten anzulegen, und immer rennt der hinter dir her und du rennst direkt zum Versteck, und immer muss *ich* dann wegrennen, um nicht zu Kojotenfutter verarbeitet zu werden.“

„Ich habe hier noch nie Kojoten gesehen“, stellte Magnar nach kurzem Zögern fest. „Nur diese Straßenköter. Die sind fast überall.“

Alizee belohnte ihn mit einem gereizten Blick. „Das ist nicht der Punkt“, zischte sie, ignorierte seinen Einwand ansonsten, indem sie

sich an Jonas wandte und fortfuhr: „Manchmal glaube ich, wir wären ohne euch besser dran.“

„Wer ihr?“, spottete Jonas. „Du und Robin?“ Erst jetzt hob letzterer den Blick und betrachtete den Sprecher, als würde er ihn zum ersten Mal in seinem Leben sehen. „Als ob ihr da draußen überleben würdet.“

Er spuckte auf den Boden, verfehlte aber glücklicherweise das Tuch. Alizee verzog angeekelt das Gesicht, ehe Wut erneut ihre Züge dominierte. „Genau so was meine ich“, herrschte sie ihn an. „Wärist du nur ein bisschen weniger überheblich, nur ein *bisschen*, müssten wir nicht die ganze Zeit über durch die Gegend rennen wie geköpft Hühner!“

Jonas wollte etwas erwidern, als sie spitz hinzufügte: „Robin und ich werden heute Abend abreisen.“

„Abreisen?“, fragte Jonas skeptisch, während Magnar die junge Frau überrascht anstarrte. „Wohin denn? Ins Land, in dem niemand rennen muss?“

„Nach Dominien“, korrigierte sie, ohne dem spöttischen Ton Beachtung zu schenken, und warf ihre Haare zurück. Sie reichten ihr kaum bis zur Schulter, weswegen das nicht beeindruckend aussah, aber sie brachten die entsprechende Wirkung zustande. „Mit Jacinda und den drei anderen.“

„Jacinda? Wer beim Dämonischen ist Jacinda?“

Alizee sah ihn abschätzig an. Magnar konnte nicht anders, als sie fasziniert zu mustern. Jeder Zentimeter ihres Körpers drückte Verachtung aus – der verzogene Mund, die angehobenen Brauen, die Haltung ihres Oberkörpers und ihrer Arme. Er wünschte sich, er könnte ebenso gut Verachtung demonstrieren wie seine Freundin aus Kindestagen.

„Es steht hier wohl nicht zur Debatte, wie *wir* alleine zurechtkommen werden, sondern eher, wie du nicht innerhalb zweier



Minuten gegen eine Wand läufst bei deinen Gedächtnisleistungen“, spottete Alizee. „Du hast uns bekannt gemacht. Idiot.“

„Nenn mich nicht ständig Idiot!“, herrschte Jonas sie an und Magnar sah, wie er sich sichtlich zusammenreißen musste, um seine Stimme nicht noch mehr zu erheben. Sein Bruder hob den Blick und musterte die Decke besorgt, als fürchtete er, einer der Nachbarn oder ein Einbrecher könnte sie hören.

Abgesehen von den Streitenden direkt neben ihm schien es ruhig zu sein. Er hörte, wie Kleidung raschelte, und sah zu Alizee, die aufgestanden war. Robin folgte ihrem Beispiel und betrachtete die Brüder mit einem Blick, der so neutral und unbeteiligt war, dass Magnar spontan befürchtete, der junge Mann könne nicht hören.

„Mir reicht’s“, verkündete sie wütend und blickte abschätzig auf Jonas hinab. „Jacinda und die drei anderen werden in den Süden von Dominien ziehen, weg von diesen ganzen Banden. Wenn ihr zu dumm seid, euch uns anzuschließen, verreckt hier doch!“

Sie wirbelte herum, um den Keller zu verlassen, als Robin, der wie eine Sandsteinstatue unbewegt an Ort und Stelle stand, nach ihrem Handgelenk griff und es sanft drückte. Daraufhin blieb sie kurz stehen, sah die Brüder mit zusammengekniffenen Lippen an und fügte gepresst hinzu: „Wir gehen vor Sonnenuntergang von der Königsallee aus los.“

Damit wand sie ihre Hand so aus Robins Griff, dass sie nach seiner greifen konnte, und zerrte ihn mit sich, während sie auf die Kellertreppe zuschritt. Das Geräusch ihrer stampfenden Schritte dauerte einige Atemzüge an, dann hörten sie eine Tür ins Schloss fallen.

Magnar wagte nicht, auch nur ein Wort zu sagen, während sein Bruder dasaß und das verbliebene Brot systematisch zu kleinen Bröckchen verarbeitete. Vorsichtig griff sein Bruder nach dem Käse,

um Jonas beim Abbauen seines Frusts nicht zu stören, und riss sich kleine Stücke ab, die er sich genüsslich in den Mund schob. Diesen Käse mochte er besonders – weswegen er Jonas erst überredet hatte, ihn trotz seines Preises zu kaufen.

Lange konnte er ihn nicht genießen, denn die Stille wurde von seinem Bruder unterbrochen. „Kennst du Jacinda?“

„Sicher“, antwortete Magnar und schob sich Käse in den Mund. Er ließ ihn sich auf der Zunge zergehen, während er auf eine Reaktion wartete.

„Ist sie vertrauenswürdig? Kann sie eine Reise organisieren?“

„Keine Ahnung“, gestand Magnar. „Du hast sie mal am Markt getroffen. Bei diesem Waffenhändler, weißt du noch?“ Ohne große Hoffnung auf eine Antwort fuhr er fort: „Braune Haare, eher groß gewachsen, in staubige Gewänder gehüllt ...“ Die Stille hielt an. „Naja“, fuhr er unruhig fort, „sie ist jedenfalls ganz nett. Redet manchmal etwas viel, aber nur, wenn man sie schon etwas kennt. Mit Fremden hat sie's nicht so.“

„Also unfähig.“

„Nee“, meinte Magnar und spielte mit einem Stück Käse, das er zwischen seinen Fingern zu etwas Kugelähnlichem zusammenrollte. „Glaub' ich nicht. Sie kennt sich gut in der Gegend hier aus, weißt du?“

Er schob sich die Käseellipse in den Mund und kaute genüsslich. Währenddessen überlegte er, wie er Jonas am besten seine Meinung sagen konnte, ohne ihn wütend zu machen. „Ich glaube, Ali... Ich glaube, wir sollten uns mal überlegen, uns Jacinda anzuschließen.“

„Wieso denn?“ Jonas ließ die letzten Brotkugeln auf das Tuch springen. Frustriert fügte er hinzu: „Oder glaubst du auch, ich bin unfähig?“

„Nein, glaube ich nicht“, betonte Magnar, ehe er vorsichtiger fortfuhr: „Ich hab' aber die Nase voll von diesen ganzen

durchgeknallten Magiern. In Dominien sollen die weniger aggressiv sein.“

„Und woher willst du das wissen?“

„Keine Ahnung.“ Er zuckte mit den Schultern. „Ich hab‘ noch nie davon gehört, dass Süddominien von Magierbanden regiert wird. Aber ich hab‘ gehört, dass Osteone von Magierbanden regiert wird.“

Jonas sah ihn misstrauisch an, doch Magnar wusste, dass dieser Blick bedeutete, dass er ihm Recht gab. „Wenn du wirklich willst“, sagte er langsam und sah mit finsterner Miene auf die Brotreste.

Die Gelegenheit als die wahrnehmend, die es ihm am einfachsten machen würde, seinen Bruder zum Folgen zu überreden, stimmte er zu. „Ja, das ist mir wirklich wichtig.“

Einige Zeit saßen sie schweigend vor dem Tuch, ehe sich Jonas einen Ruck gab und die Essensreste so sicher wie möglich in ihm verstaute, während er es zu einem handlichen Beutel formte. Im beiläufigen Ton fragte er: „Wer sind eigentlich die anderen drei?“

„Norbu, Tamia und Norana“, antwortete Magnar, während er in Gedanken *rund um Jacinda* ergänzte. „Ich kenn aber nur Norbu. Kluger Bursche.“

„Jung?“

„Fast noch ein Kind.“

Jonas schnaubte, kommentierte aber nicht weiter und fragte nicht nach ihren beiden anderen Reisegefährten. Als er mit dem Zusammenpacken fertig war, stand Magnar auf und holte aus einer Ecke die zusammengerollten Wasserschläuche. Als sie alles eingesammelt hatten, das sie nicht zurücklassen wollten, wandten sie sich der Kellertreppe zu und verließen das Haus, das ihnen in den letzten Tagen als Unterkunft gedient hatte.

Keanu legte eine Hand über seine Augen und ließ eine Mischung aus Stöhnen und Seufzen ertönen. Wahrscheinlich wäre diese Kombination ein neues Wort wert gewesen, aber er war kein Linguist und hatte wesentlich größere Probleme.

„Was ist, Keanu?“, fragte seine Mutter scharf.

„Na was denn wohl?!“, herrschte Keanu sie an, drehte sich um und begann, wie eine gefangene Raubkatze auf und ab zu schreiten. Er fuchtelte mit den Händen und sah seine Mutter böse an.

„Das geht dich nichts an!“

„Es geht mich nichts an? *Es geht mich nichts an? Natürlich geht es mich was an!*“ Keanu blieb schwer atmend stehen. Sein Herz schlug so schnell, als hätte er einen Marathon absolviert, wäre beinahe durch eine Prüfung gefallen und dann darauf gekommen, dass er am Start sein gesamtes Geld vergessen hatte.

„Shenoa, *ich bin kein kleines Kind mehr!* Verdammt nochmal, ich habe jetzt die Leitung über diesen jämmerlichen Haufen von Familie!“

„Wie kannst du es wagen, uns einen jämmerlichen Haufen zu nennen?“, fuhr Shenoa ihn an.

„Na wie denn wohl?“, brüllte Keanu zurück. Ein Teil von ihm begrüßte die Gelegenheit, sich abregen zu können, denn obwohl er es nie vor seiner Mutter oder Leopold zugegeben hätte, war die Leitung mehrerer Leute, verschiedener Handelsbeziehungen und einem riesengroßen Haufen Geld alles andere als einfach, nahm ihn mit. Nicht genug, dass er es vor sich vertreten konnte, Leopold einen Teil zu überlassen, aber viel zu viel, um ohne Probleme damit fertig zu werden.

„Diese Familie existiert kaum! Vor Jahren, ja, da waren wir noch eine Familie! Jetzt nicht mehr, verdammt! Leopold ist nur noch mit seinen *Briefen* beschäftigt, du reist die ganze Zeit herum, Nasrin und Gwyneira sind noch zurückgezogener als ein Einsiedler mit

Zahnschmerzen und einem großen psychologischen Komplex – *und ich soll alles gut machen!* Und zum Dank heißt es, *dass es mich nichts angeht!*“

„Es ist nicht deine Sache!“

„*Es ist sehr wohl meine Sache!*“, brüllte Keanu und hämmerte mit einer Faust auf den Tisch.

„Es ist nicht dein Kind! Abgesehen davon – es kann noch viel passieren! Es könnte tot zur Welt kommen, innerhalb weniger Jahre sterben oder verkrüppelt sein!“

„*Das alles ist nicht nur deine Sache!*“, tobte Keanu unvermindert weiter und funkelte seine Mutter kein bisschen eingeschüchtert an. Diese hatte ebenfalls ihr Gesicht wütend verzogen.

„Wieso sollte es deine Sache sein? Es ist *mein* Kind, *meine* Sache und *nicht dein* Problem!“

„Natürlich ist es mein Problem! Verdammt nochmal, Shenoa, hör endlich auf so egozentrisch zu denken!“

„Du wagst es, mich egozentrisch zu nennen?“

„Ja, verdammt!“ Keanu richtete sich auf und fuhr schwer atmend fort: „Du bist egozentrisch, weil du nie da bist. Du denkst, dass du alles auf dich beschränken kannst und alles super bei uns ist. Du denkst, dass du alles weißt und eine gute Mutter bist, dabei sind Schlangen bessere Mütter als du! Du hast hier nichts zu sagen, *und das war allein deine Entscheidung!* Papa hat dir das Vermögen vererbt, er hat dir uns drei hinterlassen, und du haust einfach ab!“

„Ich bin nicht ...“

„Unterbrich mich nicht!“, rief Keanu wütend. Er funkelte seine Mutter mit unverminderter Wut an. Alles, was sich in den letzten Wochen, Monaten, Jahren angestaut hatte, kam zum Vorschein, brach aus ihm heraus wie das Blut der Erde aus einem Vulkan, der lange gebrodelt, aber nie geschlafen hatte.

„Du hast uns im Stich gelassen. Du hast uns Leopold überlassen. Du hast dich nur noch um dich gekümmert. Du hast das Leben genossen, oh ja!“ Er lachte bitter. „Und wie du es genossen hast! Wenn ich ehrlich bin, bin ich erstaunt, dass du uns alle paar Wochen noch einen Besuch abstattest. Dabei könntest du es bleiben lassen – wir brauchen dich nicht, und dafür hast nur du gesorgt, niemand anderer trägt daran schuld. Wärest du geblieben, hätten wir dich gebraucht, weil du für uns dagewesen bist.“

Aber du warst nicht da. Verdammt noch mal, Papa war tot, Leopold hat die Leitung übernommen und wir waren das einzige, das er von *sich* hinterlassen hat – und du bist weggegangen!“

Keanu wandte sich um und begann, gegen ein Tischbein zu treten. Mit jedem Tritt brachte er ein weiteres Argument hervor, das seit Langem in ihm zusammengekauert lag wie ein verletztes Tier und nach einer Gelegenheit suchte, aus ihm herauszubrechen.

„Wir haben dich gebraucht – du warst nicht da. Du warst in Dominien, in der Hafenstadt, in der Hauptstadt, in den Wasserbergen, hast fast jeden Gipfel in deiner Reichweite bestiegen, und alles, was du daraus gelernt, daraus mitgenommen hast, sind – Holzschnitzereien?“

Er drehte sich nicht um, als er zornig fortfuhr: „Was denkst du dir dabei nur? Du bist lange nicht da, oft nicht da, und dann erwarten wir etwas von *dir*, nicht etwas, das man wahrscheinlich um zwei Silbermünzen pro Stück erwerben kann – und du kommst mit Schnitzereien daher!“

„Sie haben sieben Silberlinge gekostet.“

Keanu wirbelte herum und funkelte seine Mutter an. „*Das ist nicht der Punkt!* Du bist nicht bereit, dir irgendeine Mühe zu geben, um zur Familie zu gehören – du bist wie ein Parasit. Nein, weißt du was? Du bist nicht wie ein Parasit – du *bist* ein Parasit.“

Shenoa, die sich bis jetzt alles starr und still, wenn auch wütend angehört hatte, baute sich nun vor Keanu auf und funkelte ihn ebenso an wie er sie. „Du wagst es, deine Mutter als einen Parasiten zu bezeichnen?“, zischte sie.

„Ich wage es, die Wahrheit zu sagen!“, rief Keanu und wirbelte herum. Er schritt zu einem Familienwappen, das an der Wand hing und deutete wutentbrannt darauf. „Weißt du, was dieses Wappen bedeutet, *Mutter*? Weißt du, wofür die Farben und Figuren stehen?“

„Was hat ...“

„*Unterbrich mich nicht, wenn ich rede!*“ Keanu deutete mit zitterndem Zeigefinger auf den Hintergrund. „Blau“, knurrte er. „Standhaftigkeit, Stärke, Wahrheit und Treue.“ Er zeigte auf die Enten, die eine Speerspitze formten. „Viele Fähigkeiten, Geschick und Gewandtheit, Schnelligkeit und Schutz, getragen von den Antilopen – getragen von Harmonie, Klugheit, Frieden, Reinheit.“ Als letztes deutete sein anklagender Finger auf die Felsen, auf denen die beiden Antilopen halb standen. „Schutz und Halt.“

Er wandte sich zu seiner Mutter um und funkelte sie an. „Das Kind, mit dem du schwanger bist, ist nicht einfach nur deine Sache. Sollte ich zurücktreten oder sterben, ehe mein eigenes Kind männlichen Geschlechts sechzehn ist, wird *dieses* Kind die Leitung übernehmen. Solange nur die geringste Möglichkeit besteht, dass ein uneheliches Kind *meinen* Kindern den Sitz wegnimmt, kannst du nicht mit Rücksicht rechnen.“

„Du hast doch gar keine Kinder.“

Keanu funkelte seine Mutter an. Der flammende Zorn war abgekühlt zu einem eisgleichen Glühen, kurz bevor das Metall schmolz. „Aber ich werde bald schon heiraten, und sie wird bald schon schwanger sein. *Dein* Kind gefährdet *meine* Kinder, Shenoa.“

Sie verschränkte die Arme und funkelte ihn an, die Lippen fest zusammengekniffen und in einem drohenden Ton. „Was willst du schon machen? Du bist der Familienherr, aber nicht der Vater. Du kannst mir nichts befehlen. Es ist *mein* Kind. Ich kann es bekommen, wenn ich will, und ich *will*. Wenn es ein Junge ist, wirst du das Risiko eingehen müssen, Keanu.“

„Nein, muss ich nicht.“ Keanu wandte sich erneut zu dem Wappen um. Eine Stimme in seinem Kopf schrie, dass das eine schlechte Idee war, dass er es bereuen würde, dass er keine einzige Nacht voll Schlaf mehr haben würde, wenn er es tat – dass er seine Beziehung zu Shenoa ruinieren würde, wenn er jetzt nicht sofort innehielt und sich abregte.

Doch die Stimme wurde übertönt von einer viel lautereren Stimme. Es war die Stimme, die an die Zukunft dachte, die Stimme, die an seine Kinder dachte, an die Familie, an die Symbolik des Wappens, an das, wofür die Susurrs früher gestanden hatten. Es war *seine* Stimme.

Es konnte nicht die Rede davon sein, dass er sich entschied. Die Entscheidung war viel früher gefallen, vor vielen Wochen, vor vielen Monaten. Sie hatte sich zusammengeballt wie eine Gewitterwolke, gebildet von abertausenden Erinnerungen an eine Mutter, die nicht da war, an eine Frau, die nichts in ihre Familie investierte, an einen Parasiten, der lediglich nach einem sicheren Wirt suchte, dem er nichts zurückgab – außer Brennholz.